

wirtschafts
wissenschaften
htw saar



KunstGeschichten

**Eine literarische Reise zu Kunstwerken
der Modernen Galerie des Saarlandmuseums**

erzählt von
Kulturmanagement-Studierenden der htw saar

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,



standen Sie auch schon einmal vor einem Kunstwerk und haben sich gefragt, was es uns sagen will? Wieso gibt es plötzlich Figuren, die aussehen wie eine Säule und was bedeuten eigentlich blaue Pferde? Was wollte der/die Künstler*in damit ausdrücken? Durch das Auslösen solcher und ähnlicher Fragen wird unsere Fantasie beflügelt. Mit diesem Magazin erhalten Sie spannende Einblicke in die Ergebnisse solcher Fantasien.

Studierende des Master-Studiengangs Kulturmanagement der Hochschule für Technik und Wirtschaft des Saarlandes suchten im Rahmen eines Projektes nach neuen Wegen der Kunstvermittlung. Gemeinsam entwarfen die Studentinnen und Studenten deshalb das Magazin „KunstGeschichten“, das verschiedenen bekannten Kunstwerken aus der Modernen Galerie des Saarlandmuseums eine Stimme verleiht und sie so durch Geschichten zum Leben erweckt. Die Autor*innen haben ihrer eigenen Fantasie dabei freien Lauf gelassen und Ideen zu Bild-details erfunden, wobei ihnen freigestellt war, in welchem Maße sie sich im Sinne der Kunsthistorik von der tatsächlichen Entstehungsgeschichte der Werke leiten ließen. Auf den folgenden Seiten erhalten Sie Einblicke in die Geschichten, zu denen das jeweilige Kunstwerk seine(n) Autor*in inspiriert hat. Erfahren Sie beispielsweise, was in dem/der Künstler*in vorgegangen sein könnte, unter welchen Rahmenbedingungen das Kunstwerk entstanden sein könnte oder was zur Entstehungszeit von gesellschaftlichem Interesse war.

Die Autor*innen vereinen in ihren Geschichten ihr künstlerisches Wissen mit ihrer Fantasie und ihrem Ideenreichtum. Ihre Geschichten möchten inspirieren, unterhalten, neugierig machen auf die vorgestellten Kunstwerke und Interesse an Kunst wecken, womöglich auch bei Menschen, die die Kunst bisher noch nicht für sich entdeckt haben. Außerdem möchten die Geschichten Sie dazu ermutigen, die vorgestellten Werke bei einem persönlichen Besuch in der Modernen Galerie des Saarlandmuseums zu betrachten, um die gesamte Fülle der Gemälde erleben zu können, wenn Sie sie aus verschiedenen Winkeln und Abständen betrachten und sich zum Beispiel mit Ihren Begleitpersonen darüber austauschen.

Das Magazin bereitet Sie bestens vor und eröffnet Ihnen vielfältige, neue Perspektiven auf die Kunst. So wird Ihr nächster Museumsbesuch garantiert zu einem Erlebnis der besonderen Art - vergleichbar mit dem Recherchieren und Lesen von Reiseberichten und Reiseführern und der Vorfreude auf einen Urlaub, den man wochenlang sorgfältig vorbereitet, um dann endlich vor Ort zu sein und die zugehörigen lebendigen und eigenen Eindrücke zu gewinnen.

Alternativ stehen Ihnen die Geschichten auch als Podcasts auf www.3klangradio.de, dem Hochschulradio von htw saar, HfM Saar und HBKsaar, in der Sendung *KunstGeschichten* zur Verfügung.

Tauchen Sie nun ein in eine ereignisreiche Entdeckungsreise auf den Spuren großartiger Kunstwerke und lassen auch Sie sich inspirieren.

Wir wünschen viel Vergnügen!

Nicole Schwarz

Prof. Dr. Nicole Schwarz
Projektleitung „KunstGeschichten“

Liebe Leser*innen,



Kunst und Kultur sind existentielle Bestandteile unseres gesellschaftlichen Lebens. Besonders in Zeiten von Krisen und physischer Distanz sind sie unverzichtbar – sie sind der Kitt unserer Gesellschaft. Wo ein Virus uns zwingt, Abstand zu nehmen, lassen Kunst und Kultur uns zusammenrücken.

Gleichzeitig werden kreative Energien freigesetzt, die Krise spiegelt sich auch in der Kunst- und Kulturvermittlung. Ein kreativer Lichtblick ist das Projekt „KunstGeschichten“ Studierender des Master-Studiengangs Kulturmanagement der Hochschule für Technik und Wirtschaft des Saarlandes unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Nicole Schwarz.

Die am Projekt mitwirkenden Studierenden von heute sind die kulturellen Akteure von morgen. Umso mehr freue ich mich, dass in diesem Studiengang neue Wege beschritten und innovative Ansätze ausprobiert werden, um Kunst- und Kultur attraktiv und in neuen Formaten zu vermitteln. Denn es ist auch der Mut, Neues auszuprobieren, der dazu beiträgt, Menschen für Kunst und Kultur zu begeistern, Museen und Ausstellungen einem größeren Publikum zu öffnen und neue Zielgruppen zu erschließen.

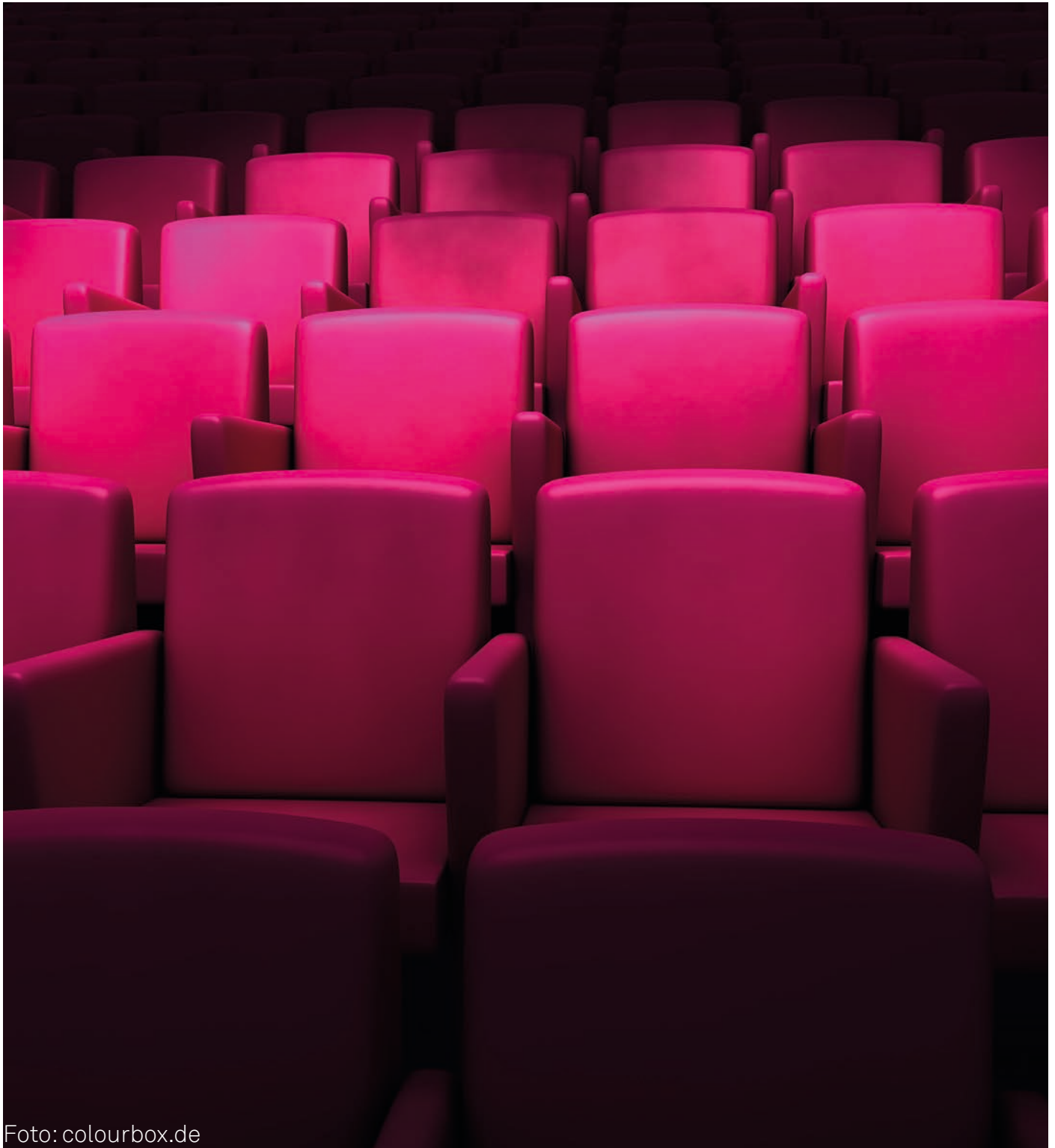
Die reizenden, überaus lesenswerten „KunstGeschichten“ der Studierenden eröffnen einen neuen Blick auf die wertvollen Kunstwerke in der Sammlung der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz und machen Appetit auf die Originale. Dass wir an der HTW den interdisziplinär angelegten Studiengang „Kulturmanagement“ in einzigartiger Kooperation von HTW, HBK und HfM für Interessierte aus dem In- und Ausland anbieten können, ist für unser Saarland ein großes Plus.

Nehmen Sie dies als Lektüre mit ins Museum - wir sehen uns vor Ort!

Ihre
Christine Streichert-Clivot

Ministerin für Bildung und Kultur
Kuratoriumsvorsitzende der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Kulturmanagement studieren? Bei uns sitzen Sie in der ersten Reihe!



Der Master-Studiengang Kulturmanagement an der Hochschule für Technik und Wirtschaft des Saarlandes

- bietet eine erstklassige Qualifizierung im Hinblick auf eine anspruchsvolle Management-Tätigkeit in einem kulturell ausgerichteten Umfeld
- bietet ein einzigartiges 1+3-Semester-Konzept für Studierende, die bereits einen ersten berufsqualifizierenden Studienabschluss in einem wirtschaftswissenschaftlich oder künstlerisch bzw. kulturell orientierten Studiengang erworben haben
- beginnt jeweils im Wintersemester mit einem vorgeschalteten Propädeutikum zur Harmonisierung der unterschiedlichen Zugangsvoraussetzungen bzw. bei Bedarf zum Erwerben von bis zu 30 ECTS
- setzt sich im darauffolgenden Sommersemester mit dem 3-semesterigen, akkreditierten Masterstudium fort
- ist ein interdisziplinäres Studium der htw saar und zweier künstlerischer Hochschulen (HfM Saar und HBKsaar)
- bietet wissenschaftliche Fundierung ebenso wie eine hohe Praxisorientierung
- schließt mit dem Master of Arts ab

Bewerbungsschluss ist jeweils der 15.07. eines Jahres.

Weitere Infos unter: htwsaar.de/kulturmanagement-master



Inhalt

Seite 8

Lena Sara Reinke
Des Meisters liebstes Motiv
Zu *Matinée*
von *Lovis Corinth*



Seite 14

Elena Dewes
Reise in den Hafen von Honfleur
Zu *Le port de Honfleur*
von *Claude Monet*



Seite 20

Mariann Schäfer
Die Mütter
Zu *Die Mütter*
von *Käthe Kollwitz*



Seite 26

Patrick Wiegand
Alltag und Sehnsucht damals und heute
Zu *Viktoriabrücke mit Häusern im Regen*
von *August Macke*



Seite 32

Maria Balzert
Blick auf mein Leben
Zu *Vue de Cagnes*
von *Auguste Renoir*



Seite 38

Rebecca Kirstein
Die Demaskierung der blauen Frauen
Zu *Blaue Frauengruppe*
von *Oskar Schlemmer*



Seite 44

Tobias Lück
Weisgerbers Hausarrest
Zu *Selbstbildnis im Bademantel*
von Albert Weisgerber



Seite 50

Ronja Oßmann-Spars
Die Legende des hämmernden Waldes
Zu *Le puits noir*
von Gustave Courbet



Seite 58

Christine Stieben
Das einsame Dorf der Erinnerungen
Zu *Port-en-Bessin. Le 14 juillet*
von Paul Signac



Seite 64

Jannik Schwarz
Das Tagebuch des Blauen Pferdchens
Zu *Blaues Pferdchen*
von Franz Marc



Seite 70

Sandra Sudmöller
Aus der Sicht des Ausstellungsstücks
Zu *Tiger im Zoo*
von Max Slevogt





Lovis Corinth, *Matinée*, 1905
Öl auf Leinwand, 75 cm x 62 cm
Saarlandmuseum – Moderne Galerie Saarbrücken
Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Lovis Corinth liebte seine Familie und seine Freunde. Er wählte sie gern als Motiv für seine ausdrucksstarken Werke aus. Vor allem seine Frau Charlotte bildete er mit Vergnügen in allerlei Situationen ab – nach einer Kostümfeier, an ihrem Frisiertisch, nicht selten halb entblößt oder, wie bei unserem heutigen Gemälde, bei der Morgentoilette. In einem fiktiven Interview versuchen wir mehr über Charlottes Gefühlswelt herauszufinden. Wie fühlt sich diese Frau in der Rolle der Dargestellten? Wir wollen es wissen!

Des Meisters liebstes Motiv

Ein Interview mit Charlotte Berend-Corinth aus dem Gemälde „Matinée“ von Lovis Corinth

Guten Tag, liebe Frau Berend-Corinth. Schön, dass wir Sie hier in der Modernen Galerie treffen dürfen. Vielen Dank, dass Sie sich heute unseren Fragen stellen.

Einen schönen guten Tag, den wünsche ich auch. Das mache ich doch gerne. Es ist schön, zurzeit in Saarbrücken zu sein. Das Städtchen kannte ich schon zu meinen Lebzeiten. Ich habe hier einst meine eigene Kunst ausgestellt. Ein schönes Fleckchen Erde, nur an diese riesige laute Straße direkt neben der schönen Saar kann ich mich nicht so recht gewöhnen. Ach, und bitte, lass uns doch beim Du bleiben, das ist befreiter.

Dein Mann Lovis malte dich rund neunzig Mal in zwei Jahren. Wie beim Bild „Matinée“ wählte er dafür oftmals dunkle, gedeckte Farben und eine wilde Pinselführung. Hast du dir je gewünscht, von deinem Mann realistischer, und damit vielleicht auch im klassischeren Sinne „schöner“ dargestellt zu werden?

Nein, dieser Wunsch scheint mir absurd. Hier geht es ja nicht um mich, wir reden von einem Werk, das von Lovis Corinth geschaffen wurde. Er hat seine Bilder so umgesetzt, dass sie sein Gefühl und seine persönliche Emotion transportieren. Durch seine Werke können wir durch seine Augen sehen. Man stelle sich nun vor, er hätte den Befindlichkeiten der Modelle Raum in seinen Werken gegeben – es wären keine authentischen Corinth-Werke geworden. Seine Emotionen wären dadurch verfälscht. Rücksicht auf die Gefühle des Modells ist

meiner Meinung nach also unangebracht und für den künstlerischen Prozess hinderlich. Zumindest, wenn es sich nicht gerade um einen Auftrag für ein Portrait handelt. Dann ist der Künstler eher in der Position eines Dienstleisters. Aber wenn es um die reine Kunst geht, dann sind nur die Emotionen des Malers relevant. Da muss das Modell sich hinten anstellen. Das gilt für mich als Ehefrau ebenso wie für alle anderen Modelle. Es geht um ihn, den Künstler und seine Auffassung von der Welt. Auch die Farben sind Teil der Komposition. Der Künstler wählt sie aus einem bestimmten Grund aus, denn er will damit etwas sagen. Zumal er auch von seinen Hauptfarben schwarz, braun und rot abwich. Es gibt zum Beispiel ein Bild von mir auf einem Balkon in Italien aus dem Jahr 1912. Das Gemälde war das erste, welches Lovis nach seinem Schlaganfall angefertigt hat. Dort strahlen die Farben blau, grün und weiß. Sie unterstreichen meine Erscheinung im Licht mit dem kleinen Sonnenschirm. Man kann förmlich die Erleichterung über seine immer noch vorhandene Fähigkeit zu malen spüren. Und diese Erleichterung spiegelt sich in den hellen Farben perfekt wider. Ich beurteile seine Bilder nicht nach mir und wie ich dort erscheine, sondern nach der gesamten Ausdruckskraft. Ich versuche es zumindest. Das ist die Künstlerin in mir. Und ich muss dazu sagen, dass mir die Fähigkeit seine Bilder zu verstehen das ein oder andere Mal zugute kam.



In Bordighera, 1912
Lovis Corinth
© Museum Folkwang Essen -
ARTOTHEK

Was meinst du damit? Wie kam dir diese Fähigkeit zugute?

Die Anekdote, die mir da spontan einfällt, ist leider eine, an die ich mich nicht allzu gerne zurückerinnere. Aber sie zeigt auch deutlich, was ich meine. Oftmals habe ich Lovis dazu bewegt, Bilder von mir zu malen, wenn ich nicht hinter seinen ostpreußischen Dickkopf schauen konnte. Der intime Moment des Malens und des Aktstehens hat uns oft näher zueinander gebracht. In anderen Fällen konnte ich durch die Art und Weise, wie er mich malte, in seine Gefühlswelt schauen. Bei dem Werk „Charlotte Berend mit gelber Bluse“ aus dem Jahre 1920 sehe ich, wie lieblos er mich malte. Ich kann förmlich die Kälte, die in der Situation des Malens herrschte, spüren. Zu dieser Zeit betrog mich mein Mann und mithilfe dieses Bildes wurde ich mir dessen sicher. Auf das Ultimatum, das ich ihm daraufhin stellte, reagierte Lovis vernünftig. Er kam zu mir zurück und ließ die andere Frau beiseite. Ich muss direkt hinzufügen, dass auch ich ihm in unserer gemeinsamen Zeit nicht immer treu war. Aber wir haben immer wieder zueinander gefunden - nicht zuletzt aufgrund seiner Kunst. Sie diente uns als Vermittlerin.

Wie kam es zu denn zu dieser Szene in „Matinée“?

Na, wie kommt es dazu, dass eine Frau sich allmorgendlich frisch macht und den Schmutz der Nacht abstreifen will? Dazu gab es keinen besonderen Anlass. Ich bin aufgewacht, mein Haar noch eingewickelt in meinem Lieblingslinnen, und Lovis saß schon hellwach vor mir. Er hielt den Skizzenblock bereit, der Stift gespitzt. Es muss wohl einer der Tage gewesen sein an dem Lovis die Nacht zuvor nicht im Wirtshaus oder in der Berliner Secessiion verbracht hatte. Sein Drang in solch einer Früh wäre mir ansonsten schleierhaft. Das Licht fiel wohl sanft und schön an diesem Morgen. Als ich mich aufrappelte, rief er aus: „Halt still, Petermannchen, so möchte ich dich malen!“. Und so sollte es sein. Ich war noch wie gerädert von der anstrengenden Nacht, da unser Sohn Thomas noch nicht durchschlief. Er wurde einige Monate vor der Entstehung des Bildes geboren. Aber wenn

Lovis sich ein Motiv in den Kopf gesetzt hatte, dann wurde es auch gemalt. Und ich habe bereitwillig die Entstehung gefördert. An jenem Morgen hatten wir Glück, dass der kleine Thomas uns noch etwas Zeit zu zweit gönnte, bevor er wieder all meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Lovis fertigte eine Skizze an, und der Alltag konnte beginnen. Die folgenden drei Morgen verbrachte Lovis damit, das Gemälde fertig zu stellen. Und ich saß Modell. Er hat die Inspiration zu seinen Werken oft im Alltag gefunden. Schönes Licht und magische Stimmungen halfen dabei. Genauso interessante Stoffe und Roben. Ein Vorteil für mich als modebewusste Frau. Das gab mir einen weiteren guten Grund, hier und da neue Kleidung anzuschaffen. Da kann man seinem eigenen Hang noch eine positive Wirkung zuschreiben, ist das nicht praktisch?

Sehr praktisch. Aber was habe ich da gehört? Petermannchen?

Ja, Petermannchen. Das war sein liebster Spitzname für mich. Die Geschichte dahinter ist recht amüsant. Wir haben unseren ersten gemeinsamen Urlaub in Horst an der Ostsee verbracht. Im Vergleich zur heutigen Zeit hat sich zwar vieles geändert, aber alles braucht seine Zeit. 1902 erklärte Lovis diese Reise noch als Studienfahrt, um keinen Anstoß zu erregen. Wir haben in Horst zwar die meiste Zeit gemeinsam verbracht, wurden aber in getrennten Häuslichkeiten einquartiert. Trotzdem waren wir dort schon auf gutem Wege ein Paar zu werden. Eines Abends saßen wir zusammen und tratschten über dies und das. Ich erzählte ihm die Geschichte von einem jungen Verehrer zu Kindertagen, der mir in einem Familienurlaub nicht von der Seite wich. Wohlgermerkt, gesprochen hat der Knabe reichlich wenig. Bis er den mutigen Versuch unternahm, mir seine Liebe zu gestehen. Der Versuch endete damit, dass er mich sobald wie möglich heiraten wollte. Ich schlug ihn in die Flucht, indem ich ihm erzählte, ich wäre ein Zigeunerkind. Meine Eltern hätten mich zufällig hinter ihrem Zaun in einem Paket gefunden. Der heiratswütige Junge wurde kreidebleich. Als ich ihm noch androhte, die berühmte Zigeunersippe der Petermanns würde auch ein Auge auf ihre verlorenen Töchter haben, war das genug, um den kleinen Kerl nur noch von seiner Hinterseite zu sehen. So schnell machte er sich aus dem Staub! Lovis liebte diese Geschichte, so wie viele meiner Geschichten. Von dem Tage an nannte er mich fast ausschließlich Petermannchen. Selbst unser späteres Haus sollte von ihm „Haus Petermann“ getauft werden. Einigen seiner Werke hat er Titel mit diesem Spitznamen gegeben, „Paddel-Petermannchen“ ist mir zum Beispiel auch ein liebes Bild. Das ist ebenfalls in diesem ersten gemeinsamen Urlaub entstanden.

Das klingt, als ob ihr oft gemeinsam verreist seid?

Ja, auch das Reisen speiste unsere Kunst. Neue Orte und die Freiheit, sich voll und ganz auf die Umgebung einzulassen – das sorgt für neue Impulse und fördert damit die Kreativität. Auch für Landschaftsstudien sind wir oft in die Provinzen gefahren. Ich selber aber bin am liebsten nach Italien gereist. Die Landschaft bot mir immer frische Inspiration. Und später, nach meiner Emigration in die USA, fand ich in Kalifornien mein neues Italien. Was für mich Italien war, war für Lovis vielleicht der Walchensee in Bayern. Dort bauten wir unser gemeinsames Haus, das erwähnte „Haus Petermann“. Er fing den See in immer anderen Stimmungen ein und zog seine Kraft aus dieser Szenerie. Auf Reisen spüre ich jene Kraft immer. Man fühlt sich frei und ungezwungen. Was gibt es Besseres für die Malerei? Wir haben auch gerne Reisen mit der ganzen Familie unternommen. Das waren die aufwändigsten, aber auch die schönsten Reisen. Ich, Lovis und unsere zwei Kinder, Thomas und Wilhelmine, packten unser Zeug und reisten los – die Staffeleien immer dabei. Auch eine Reise allein kann die Seele reinigen. Obwohl in unserer Zeit allein reisende Frauen noch nicht so gern gesehen waren, besuchte ich einige Orte auf eigene Faust. Wo kämen wir denn da hin, wenn mein Mann sich unbedarft die Freiheit nehmen kann zu reisen und ich als armes Muttchen muss auf ewig im stillen Kämmerlein sitzen. Mit der einzigen Lebensaufgabe die Kinder zu hüten. Nein, nein, das kam gar nicht in Frage. Dieser Gefahr konnte ich mit meiner naturgegebenen Selbstverständlichkeit aus dem Wege gehen. Es kostete zwar auch Kraft, alle Ansprüche unter einen Hut zu bekommen, aber die Kraft opferte ich gerne. So bewahrte ich mir immer meine eigene Freiheit.

Solche Reisen konnte sich damals aber nicht jeder leisten, oder?

Das stimmt allerdings. Man muss schon sagen, dass wir ein privilegiertes Leben führen konnten. In den ersten Jahren war die Zeit noch beschwerlich und wir konnten uns keinen großen Luxus leisten. Aber schon ein paar Jahre später fanden Lovis Bilder reißenden Absatz. Damit konnten wir größere Räumlichkeiten für unsere Familie und den Beruf und die erwähnten Reisen finanzieren. Dienstpersonal hat uns das Leben bald erleichtert. Wie sehr mein Herz für jene Künstler blutet, die als Genie zu bezeichnen waren und doch verarmt gestorben sind. Glücklicherweise wurde Lovis ein angenehmeres Schicksal zuteil.

Lovis zeichnete dich offensichtlich gerne als Akt oder Halb-Akt. Ganz direkt gefragt: Fühlst du dich nicht entblößt, wenn du so in den Ausstellungsräumen hängst?

Ich fühle mich nicht nur entblößt – ich bin es auch! Aber Scham empfinde ich dafür nicht. Unser Alters-

unterschied bewährte sich bei diesem Thema als Vorteil, wenn das auch sonst nicht oft der Fall war. Als ich ihn kennenlernte im Jahre 1901, klopfte ich an die Türe seines Ateliers, um seine Schülerin zu werden. Damals war ich 21 und Lovis 43 Jahre alt. Er malte mich also vornehmlich in jugendlicher Blüte und in einer Gestalt, derer ich mich wirklich nicht schämen muss. Hier in „Matinée“ bin ich nach der Geburt unseres Sohnes zwar nicht in gertenschlanker Hochform, aber ich liebe es trotzdem, wie Lovis mich dargestellt hat. Er hat mich angesehen und sein Gefühl transportiert. Es liegt auch eine Selbstverständlichkeit in dem Bild und meiner Person, die nur andeuten kann, wie sehr er mich liebte. Und dazu gehört auch jede Furche, jede Falte, jeder Makel. Seine Bilder erzählen eine Geschichte, und eine gute Geschichte braucht auf die eine oder andere Weise die harte Wirklichkeit. Damit wären wir wieder bei der Authentizität. Wobei ich auch verstehe, worauf du hinaus willst. Mulmig war mir das ein oder andere Mal schon bei dem Gedanken, im Salon eines schwitzenden, rotbackigen Industriellen zu hängen, entblößt bis auf die Haut. Aber damit muss man als Modell eben leben. Für die Kunst im Allgemeinen, die Kunstliebenden und in meinem Fall für Lovis Werk. Ich bin stolz darauf, dass ich Teil seiner sinnlichen Bilder bin und damit auch Teil seines sinnlichen Lebens.

Hat das auch etwas mit deinem Selbstbewusstsein gemacht?

Natürlich habe ich Selbstbewusstsein als Frau an der Seite Lovis Corinth gesammelt. Aber wäre mein Charakter nicht naturgemäß stark und selbstbewusst, hätte sich Lovis wohl nicht in mich verliebt. Manche würden mich auch eigenwillig oder dickköpfig nennen. Ich würde also nicht sagen, dass mich Lovis mit seiner Malerei vom Mauerblümchen zur Femme Fatale gemacht hat. Ein Mauerblümchen war ich nie. Aber das Leben mit Lovis und dieses Leben zu meistern, das hat mich noch stärker und selbstbewusster gemacht. Sieh mal, wenn eine Frau zu ihrem Lebenswerk den Bau eines Hauses in der Nachkriegszeit ohne jegliche Versorgungssicherheit zählen kann und ebenso die Versorgung einer ganzen Familie inklusive eigensinnigem Oberhaupt und später die Pflege dieses eigensinnigen Mannes, dann kann sie sich mit Fug und Recht als starke Person bezeichnen. Jede Frau, die sich um sich selber und um ihre Familie kümmert, ist eine starke Frau. Ich kann also zusammenfassend sagen, dass die Bilder meiner selbst von Lovis sicherlich zu einer positiven Selbstwahrnehmung geführt haben. Aber nicht jedes Abbild von mir zeigt mich in meiner sinnlichen Schönheit. Schließlich hat Lovis mich nicht ununterbrochen als sinnliches Objekt gesehen. Das würde mir ja auch einen Stempel aufdrücken, der mir nicht gefiele. Unser Leben mit seinen Höhen und Tiefen hat mich stark gemacht.

Manche Menschen in unserer Zeit bearbeiten die Fotos, die sie von sich selbst zeigen. Auch in der Werbung ist das gang und gäbe. Wenn du könntest, würdest du Fotografien von dir verändern?

Das ist eine etwas abstrakte Frage. Ich kann mir das noch nicht so richtig vorstellen. Aber wenn ich nochmal an das zurückdenke, was ich eingangs zu sagen versuchte, könnte das doch auch passen. Der Künstler versucht mit seinem Kunstwerk den Blick, den er auf die Welt hat, zu zeigen. Veränderst du dein Abbild, bist du in irgendeiner Weise auch Künstler. Oder zumindest künstlerisch tätig. Dann geht es aber auch um deine Intention. Willst du tatsächlich dein Gefühl in künstlerischer Weise transportieren oder willst du etwas Reelles verändern, weil es dir sonst nicht gefällt? Oder es der Gesellschaft vielleicht nicht gefällt. Das ist dann eher nicht die Richtung, in die es gehen sollte. Aber das ist natürlich auch ein schmaler Grat. Verstehen kann ich beide Seiten, einerseits als Malerin, andererseits als Frau. Wozu dient uns Damen schließlich die Schminke? Zu nichts anderem als die Schönheit zu verdeutlichen. Und darum geht es leider viel zu oft. Um die äußere Schönheit. Deshalb bin ich auch froh, dass ich auf Lovis Bildern nicht geschönt und nicht aufgerüschert bin. Es sei denn, das Motiv verlangt es. Er bildet mich ab, wie ich bin, und was er in dem Moment wahrgenommen hat. Wertet er mich als Motiv als so vortrefflich, dass er mich auf seiner Leinwand festhalten will, dann ist das eine der schönsten Liebeserklärungen. Ganz besonders, wenn das in einer Alltagssituation passiert. Also, um es so zu



Carmencita, 1924
Lovis Corinth
CC BY-SA 4.0 Städel Museum
Frankfurt am Main

sagen: Ich wünsche jeder Frau, jedem Menschen, dass er denjenigen finden möge, für den er selbst während der Morgentoilette wunderschön ist. Und dass die Notwendigkeit, seine Schönheit künstlich zu verändern, an Bedeutung verliert.

Wie du bereits angedeutet hast, bist du selber eine erfolgreiche Künstlerin. Wie würdest du dich selber malen?

Das kann ich so generell gar nicht beantworten. Ich habe einen ganz anderen Stil als Lovis. Darauf bin ich auch stolz. Nichts läge mir ferner, als meinen Mann kopieren zu wollen. Was im Übrigen sowieso eine aussichtslose Sache wäre. Ich würde mich also eher nicht in Öl malen, wie Lovis es so oft getan hat, sondern mich eher für ein Aquarell, Kreide oder eine Zeichnung entscheiden. Das und alles andere, welche Umgebung, welche Farben, welche Haltung, hängt von der jeweiligen Stimmung ab. Und von so vielen anderen Dingen. Denn kein Bild ist wie das andere, selbst wenn der Maler das wollte. Man entwickelt sich natürlich auch als Künstler weiter. Die frühen Jahre von Lovis lassen sich gut von den mittleren und späten unterscheiden. Aber ich will dich nicht langweilen, da kommt wohl die Kunstlehrerin in mir durch.

Wann warst du denn Kunstlehrerin?

Oh, das war spät, als mein liebster Lovis schon verstorben war. Ich richtete mir eine Kunstschule in denselben Räumen ein, in denen ich Lovis zu Beginn kennenlernte – in der Klopstockstraße in Berlin. Damit sicherte ich mir ein konstantes Einkommen und konnte mich durch meine Leidenschaft ernähren. Und die Verbindung zu Lovis war täglich spürbar. Noch später, als ich wegen der Nazis aus Deutschland geflohen war, führte ich diese Profession in den Vereinigten Staaten weiter.

Wenn es dir schwerfällt, ein Selbstportrait zu beschreiben, hättest du stattdessen eine Idee, wie du Lovis malen würdest?

Ich glaube, ich würde ein herrschaftliches Bild von ihm malen. So eines, wie es in einer Ahnengalerie hängen könnte. Seinen Vater hat Lovis selbst ähnlich gemalt. Er war immer bei ihm, hing über dem Kamin und beobachtete seinen Sohn, wie er sich zu einem erfolgreichen Künstler entwickelte. Sein Vater war ein großes Vorbild für ihn. Er war ihm immer dankbar. Wenn ich Lovis also malen würde, würde ich ihn nobel auf seinen Lieblingssessel setzen. Sein geliebtes Glas Wein in der einen Hand und eine Zigarre in der anderen. Und sobald das Bild trocken wäre, würde ich ihn in einen prunkvollen Rahmen setzen. Ja, das würde ihn sicher freuen, meinen Luke. Oder ich würde ihn genauso malen, aber in einer seiner Verkleidungen vom Kostümball. Wir liebten unsere Verkleidungen! Wie toll wäre der Gegensatz, die vornehme Pose, der ernste Blick und angezogen ist er wie ein Chinese! Oder wie der römische Gott des Weines.

Damit kann ich ihm die Carmencita zurückgeben, damit wären wir dann quitt!

Was meinst du damit? Was willst du „zurückgeben“?

Ach, das war nur ein Scherz. Ich habe am Anfang gesagt, dass ich seine Bilder nach ihrer Ausdruckskraft beurteile und nicht danach, wie ich als Modell aussehe. Das stimmt soweit, brauchte aber auch ein paar Jahre, um sich zu entwickeln. Ein Bild von mir, „Carmencita“, entstand ebenfalls nach einem Kostümball. Ich war verkleidet als Spanierin, mit einem ausladenden Kleid als Kostümierung. Dieses Kleid im Zusammenspiel mit dem fahlen Kerzenlicht des Kronleuchters übte wohl eine starke Anziehung auf Lovis aus. Er wollte mich wieder bis spät in die Nacht malen. Und am nächsten Tag ging es noch weiter. Als ich endlich das Ergebnis seiner Malerei sah, war ich zunächst geschockt. Ich gefiel mir überhaupt nicht. Ich sah mich in der Bildmitte als ein dunkles, aufgedunsenes Monstrum mit verzerrtem Gesicht. In der Realität gefiel ich mir gut als Spanierin, aber in meinem Abbild konnte ich dieses Mal keine Schönheit erkennen. Erst nach einer Weile verstand ich das Bild als das, was es ist – eine Hommage an die Weiblichkeit und Sinnlichkeit, getrieben durch das Schummerlicht und die ausladende Robe. Ein Meisterwerk in dem expressionistischen Stil, den Lovis jahrelang ausgebildet hatte. Aber dafür brauchte ich Zeit. Also, nichts muss ich zurückgeben, aber ein klein wenig würde es mich schon freuen, den Herrn Lehrer als sonderbar Kostümierten festzuhalten. Damit habe ich euch jetzt Einblick gegeben in eine Gefühlslage, die ich sehr lange für mich zu behalten wusste. Ich habe als Ehefrau meiner Meinung nach auch die Aufgabe, die Kunst meines Ehemannes zu unterstützen. Ich denke, das war ein wichtiger Aspekt für den Erfolg meines Mannes.

Vielen herzlichen Dank, liebe Charlotte, dass du dir die Zeit genommen hast mit uns zu sprechen. Wir haben viele neue Eindrücke von dir gewinnen können.

Sehr gerne habe ich mir die Zeit genommen. Bis ich irgendwann nochmal umziehe, habe ich ja außer meiner Morgentoilette nicht sehr viel zu tun - hier im Rahmen meiner Möglichkeiten. Da ist so ein kleines Interview doch eine willkommene Abwechslung. Und ich freue mich immer, über Lovis sprechen zu können. So kann ich mir sicher sein, dass sein Genie und sein Lebenswerk nicht in Vergessenheit geraten. Was wäre das für ein Verlust für die Kunstwelt!

Weiterführende Literatur:

Greiner, M. (2016). *Charlotte Berend-Corinth und Lovis Corinth: Ich will mir selbst gehören*. Freiburg: Herder Verlag.



Lovis Corinth wird als Franz Heinrich Louis Corinth 1858 in Ostpreußen geboren. Er widmet sich früh der Malerei und wird von seinem Vater gefördert. Zunächst studiert er die klassische Aktmalerei in Paris, in den nachfolgenden Jahren bildet er jedoch einen einzigartigen künstlerischen Stil zwischen Impressionismus und Expressionismus aus. Seine Frau Charlotte Corinth lernt er 1901 in seiner „Malschule für Weiber“ kennen. Wenig später tritt er in die Berliner Secession ein und kann bald durch die Einnahmen aus seiner Kunst mit seiner Familie ein gutes Leben führen. Es folgen ein Schlaganfall und der Umzug von Berlin nach Bayern, wo Corinth zahlreiche Bilder des Walchensees produziert. Corinth verstirbt 1925 an einer Lungenentzündung. Er war charakterlich wie künstlerisch eine herausragende Persönlichkeit, ebenso wie die Frau an seiner Seite. Charlotte widmet ihre verbleibende Lebenszeit der Zusammenstellung und Konservierung des Lebenswerks ihres Mannes und ihrer eigenen Kunst.



Claude Monet
Le Port de Honfleur , 1917
Öl, Leinwand
60 cm x 80 cm
Saarlandmuseum –
Moderne Galerie Saarbrücken
Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Reise in den Hafen von Honfleur

Monet träumt sich zurück in seine Jugend

1917 fertigt Claude Monet sein Werk „Le Port de Honfleur“ aus seinem Garten in Giverny an. Am Ende seiner Lebensjahre begibt sich Monet gedanklich zurück nach Honfleur. In der Hafenstadt hatte er vermutlich ein Atelier. Viele Künstler des Impressionismus begegnen sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in Honfleur. Eugène Boudin wurde hier geboren. Monet, Renoir oder Cézanne trafen sich dort regelmäßig. In dieses malerische Hafenstädtchen versetzt uns das Gemälde von Claude Monet. Er malt aus der Erinnerung heraus, denn 1917 lebt Monet in Giverny. Dort besitzt er ein Grundstück mit großem Garten. Die Seerosen inspirieren ihn und er entwirft mehrere, heute berühmte Gemälde davon. Maritime Motive sind ein beliebtes Thema von Monet, zum Beispiel von seinem „Impression, Sonnenaufgang“, mehreren Darstellungen der Seine oder Hafenansichten. So auch der Hafen von Honfleur in der Normandie.

Das Gemälde zeigt jeden Pinselstrich Monets, ganz im Zeichen des Impressionismus. Es zeigt den Prozess des Bildes. Es erzählt eine Geschichte, die über das reine Malen hinaus geht. Der deckende Farbauftrag in kurzen Pinselstrichen wird vor allem bei der Darstellung des Meeres deutlich. Die Farben des Schiffes verschwimmen mit dem Hintergrund. Die Häuser sind Schemen, die Konturen nicht klar zu erkennen, nicht greifbar. Die Reflexionen im Wasser spielen mit Licht und Schatten. Ähnlich wie in der folgenden Geschichte ist nicht ganz klar, was der Realität entspricht und was Fiktion ist. Der graue Hintergrund hebt sich vom pastelligen Blau des Horizontes ab. Diese beiden Farben dominieren das Bild Monets, im Gegensatz zum bunten Farbenspiel von Monets Garten in Giverny.

Ein prachtvoller Garten

Dort sitzt der berühmte Claude Monet. Vor ihm steht seine Staffelei, darauf eine leere Leinwand. Er sucht nach einem neuen Thema, abseits seines Gartens. Hier wird er wohl keine neue Inspiration finden, aber heraus aus seinen Garten kann er auch nicht. Überall sieht er Grün, ein durchdringendes natürliches Grün. Doch Monet kann nichts mehr damit anfangen. Die Blätter der Bäume rauschen im Wind, die Blüten des Blumenmeers zeigen sich in voller Pracht. Monet interessiert dies hingegen wenig. Er lässt seinen Blick schweifen, über das Blumenbeet, die Büsche und Sträucher, über jeden einzelnen Baum in seinem Garten in Giverny. Dann erblickt er seinen groß angelegten Teich. Wie sehr hat er sich immer über das Wasser gefreut. Die Fische schwimmen wild hin und her, so als ob es keine Ordnung gäbe. Kleine Luftbläschen bahnen sich ihren Weg nach oben. Einzelne Blätter von Bäumen und Blüten liegen ruhig auf der Wasseroberfläche. Sanft weht der Wind über diesen Mikrokosmos. Das Schilf tanzt mit den kleinen Böen und spielt eine wunderbare Melodie.

Soeben erblickt Monet seine Seerosen. Sie, sinniert er, sind wahrlich das Schönste, was es in diesem Garten zu finden gibt. Ihre runden Blätter mit einer kleinen Einkerbung bieten die Grundlage für die aufgehende Blüte. Die Farben sind zu schön, beinahe nicht wiedergebbar. Nicht in Worte zu fassen. Daher hat Monet sie gemalt, oft gemalt, um den unbeschreiblichen Eindruck zu vermitteln. Das Wasser, das Meer, die Wellen haben immer eine Faszination für Monet ausgestrahlt. Sie sind die Essenz seiner Malerei, ihre Bewegungen, ihre Schönheit. Wie eine Ballerina tanzen sie für ihn und ziehen ihn in ihren Bann. Langsam dahinziehende Flüsse, die nur einen kurzen Moment bei ihrem Betrachter verweilen, tragen ihre Geschichte kilometerlang in die Ferne. Das wusste auch Bedřich Smetana zu beschreiben. Für Smetana war es die Moldau, für Monet die Seine. Sie be-



Étienne Clémentel
Monet und seine Gärten, ca. 1917

gegen auf ihrer Reise vielen Persönlichkeiten. Viele Ereignisse besuchen sie und nehmen alle Erfahrungen mit.

Doch lange her sind Monets Reisen, so verblasst die Erinnerungen. Plötzlich fällt ihm jedoch ein Ort ein. Ein Ort, an dem einiges begann, vieles seinen weiteren Lauf nahm und manches immer noch in seiner Erinnerung schimmert. Honfleur. In Honfleur liegen so viele Gedanken. Es scheint auf einmal so nah und greifbar. Vor allem der Hafen, denkt Monet, war herausragend schön. Ein wundervoller Ort. Monet setzt langsam den Pinsel an und beginnt die Leinwand mit Farbe zu füllen.

Honfleur – Zentrum des Impressionismus

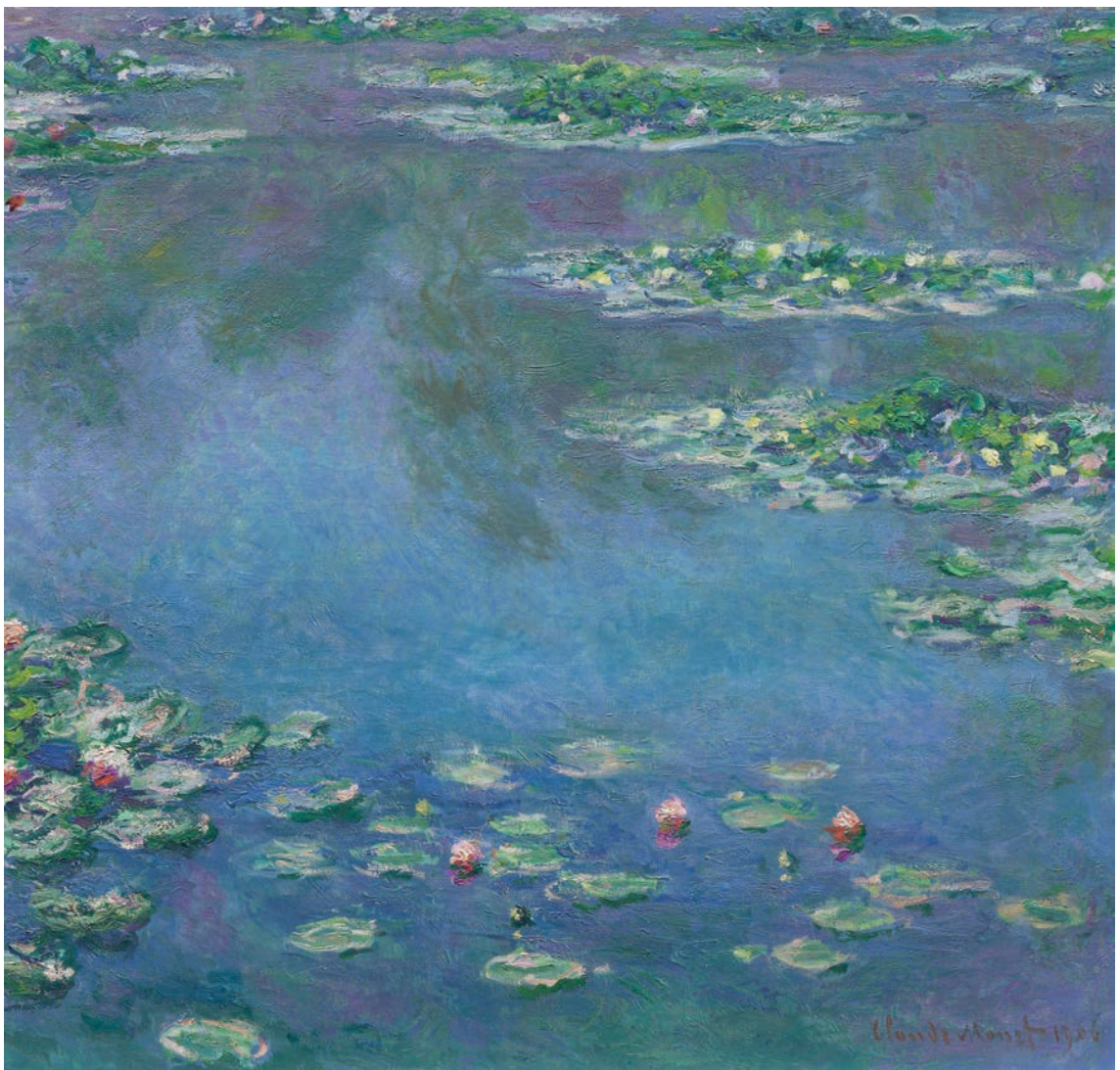
Claude Monet befindet sich am Hafenufer von Honfleur. Er kann das Rauschen des Meeres, die Wellen an den Kai schlagen hören. Er hört ein leichtes Zischen. Der Wind säuselt leise über das Ufer des Hafens. Eine Brise spielt um seine Nase und er nimmt den salzigen Wind auf. Aus der Ferne hört er Möwen, die sich in Scharen am Ufer tummeln. Sie durchsuchen die See nach ihrer Nahrungsgrundlage, nach frischem Fisch. Über die Hälfte der Erde ist mit Wasser bedeckt und doch ist noch das Meiste unerforscht. Das Meer, in dem unendlich viel Leben stattfindet. Das Wasser, die Essenz allen Lebens. Unberührt, harmonisch und dennoch stark und unbeugsam zeigt sich die See aus vielen Perspektiven. Sie hat unzählige Facetten.

Langsam bewegt er sich zu einem der Boote, die im Hafen liegen. Ein Fischer begutachtet seinen Fang und Monet kann den Geschmack von frisch zubereitetem Fisch bereits auf der Zunge schmecken. Sein Blick schwenkt auf einen nahe gelegenen Hof. Hier und in der Gaststätte nebenan vertrieb er sich oft die Zeit. Damals, dachte Monet, als wir uns alle über Kunst, Philosophie und Politik

gestritten hatten. Gustave Courbet, Alfred Sisley, Pierre-Auguste Renoir oder Paul Cézanne, sie alle waren mit von der Partie. Sie haben getrunken, gelacht und über ihre neue Technik gesonnen. Bis spät in die Nacht hinein haben sie zusammengesessen. Die Nacht im Hafen war zauberhaft. Alles war dunkel, sodass der Mond und die Sterne am Firmament sich auf der ruhigen Oberfläche des Wassers spiegelten. Ein Glitzern lag im Meer. Manche meiner Freunde, denkt Monet, verweilen nicht mehr unter uns. Sie blicken nun herab, von dem Ort aus, an dem die Sterne sind. Als Monet den Hof betritt, überfällt ihn eine Flut an Erinnerungen. Viele Geschichten erzählen diese Gemäuer. Er verbrachte zwar nur einen kleinen Teil seiner Jahre hier, aber er war in der Blüte seiner Zeit. Er war Ende zwanzig, stand voll im Leben und war begeisterter Künstler. Damals war er fast erfüllt, trotz der Probleme, die er hatte. Unbeschwert, lebensfroh, manchmal auch etwas leichtsinnig. Die Weisheit, die Geduld kommen erst später. Jedoch ebenso die Frustration und die Gleichgültigkeit. Übereifrig waren sie damals, Monet und seine

Künstlerkollegen. Er besinnt sich auf ein Gespräch mit Renoir, der ihm von seinem neuesten Gemälde erzählte. Er weiß nicht mehr, von welchem er sprach, aber Renoir war sehr aufgeregt darüber. Begeistert sprach er von seiner Errungenschaft. Schwelgend denkt Monet an seine eigenen Werke, die er hier in Honfleur gefertigt hat. Sein Atelier war keinen Steinwurf vom Hof entfernt. Dort, in diesen lichtdurchfluteten Räumen konnte er sich frei entfalten. Der Blick auf das ausgebreitete Meer gab immer wieder Inspiration für die Werke. Seine Gedanken konnten frei sein, sein Geist entspannt und ruhig. Schließlich fällt ihm ein, an welchen Ort er gehen musste. Am Wasser, denkt er, finde er genau, was er sucht.

Monet beschließt, wieder an den Hafen zu spazieren. Dort läuft gerade ein Schiff ein. Das Segelschiff war vermutlich lange auf Reise, hat viel entdeckt und könnte von unzähligen Geschehnissen berichten. Voller Elan betreten die Seemänner nach langer Zeit wieder festen Boden. Sie spüren die harten Steine des Pflasters und vernehmen den erdigen Geruch des Landes. Womöglich freuen sie



Claude Monet, Water Lilies, 1906,
Yamagata Museum of Art
Yamagata, Japan

sich auf das Wiedersehen mit ihren Liebsten. Vielleicht wartet ja noch eine Verlobte im Hafen, freudig, ihren Heimkehrer in die Arme zu schließen. Es macht sich eine ausgelassene Stimmung breit. Diese idyllische Atmosphäre dehnt sich über ganz Honfleur aus. Die Wellen sind bewegter, sie ruhen nicht mehr an der Wasseroberfläche. Sie überbringen die Geschichten ihrer Reise, tragen sie weiter in die Welt hinaus und treffen in den Häfen ein. Es wirkt, als würde sich das Meer zusammen mit den Matrosen freuen. Fröhlich, aber nicht stürmisch treffen Wogen auf die Mauern des Kais. Ein ausgelassenes Durcheinander entwickelt sich im Hafen. Heitere Lieder erklingen und füllen die Luft mit belebten Melodien. Kurz erhascht Monet ein Gespräch zwischen zwei Fischern. Sie streiten sich über ihren gemeinsamen Fang und über die Aufteilung der Fische. Der Streit wird immer hitziger und Monet befürchtet, dass die beiden sich gleich nicht mehr nur verbal auseinandersetzen. Doch bevor es dazu kommt, tritt ein angetrunkener Seemann zwischen die beiden. Er torkelt um die beiden herum, legt einen Arm um die Schulter eines Fischers und spricht zu den beiden. Sein Mund öffnet sich unkoordiniert und seine Lippen dehnen sich ausladend. Monet kann seine Alkoholfahne riechen, obwohl der Mann vermutlich mehrere Meter von ihm entfernt ist. Verstehen, was der Seemann wohl lallt, kann er nicht. Aber es scheint auch nicht weiter von Belang zu sein. Obwohl der Trunkenbold sich seines Eingreifens vermutlich nicht bewusst ist, beenden die beiden Fischer ihr Streitgespräch und kehren zurück auf ihr Fischerboot. Vermutlich werden sie morgen eine weitere Diskussion über ihren Fang, die Qualität der Fische oder andere Themen führen.

Wie nichtig doch solche kleinen Streitereien aus der Ferne scheinen. Monet erinnert sich an einen Streit zwischen ihm und seiner Familie. Er war zu ihnen zurückgekehrt und ließ seine schwangere Geliebte alleine zurück. Doch als sein erster Sohn geboren wurde, konnte er nicht mehr länger von ihm und seiner Mutter getrennt sein. Ein Schritt, den seine Familie nicht billigte. Monet erinnert sich an einen schummrigen Sommerabend, an dem alle zusammen am Tisch saßen. Seine Mutter war den Tränen nahe. Sie konnte es nicht verstehen, wie er in finanziellen Schieflagen auch noch zu seiner Geliebten zurückkehren wollte. Sie behauptete, er wäre niemals in der Lage, für beide zu sorgen. Doch Monet hielt an seinem Entschluss fest. Er wollte Camille nicht ihrem Schicksal überlassen. Und schon gar nicht seinen erstgeborenen Sohn. Sein Vater konnte seine Verantwortung nachvollziehen, jedoch verstand er als Kaufmann die Leidenschaft für die Malerei nicht. Für ihn war Kunst ein netter Zeitvertreib, jedoch kein Beruf, mit dem man seine Familie ernähren konnte. Er schlug vor, Monet solle in ihrer Nähe einen anständigen Beruf ergreifen und so für seinen Sohn sorgen. Seine Tante war bei diesem Gespräch nicht

anwesend. Sie hätte seine Situation verstanden. Sie war es auch, die ihn bedingungslos unterstützte. Jedoch war es so vermutlich besser. So hatte nur er einen Bruch mit der Familie herbeigeführt und seine Tante blieb verschont. Dieser Bruch hielt bis zum Ableben seiner Angehörigen an und heute bereut Monet, die Streitigkeiten nicht früher aus der Welt geschafft zu haben.

Monet sieht eine Holzbank nahe dem Ufer. Er beschließt, sich dort niederzulassen und dem Schauspiel von dort aus zuzusehen. Es bot sich viel auf der Bühne des Hafens. Die Bretter, die die Welt bedeuten, Recht hatte Friedrich Schiller. Molière hätte gewiss viel Inspiration hier gefunden. Da gibt es Fischer, die ihren Fang mühselig aus den Booten schleppen, Händler, die ihre Waren anpreisen und junge Damen, die sich auf die Heimkehrer stürzen. Bei nicht jeder, glaubt Monet, handelt es sich um die Verlobte des Mannes. Aber er findet, es stünde ihm nicht zu, darüber zu urteilen. Die Liebe ist eine seltsame Sache, sinniert Monet. Selbst zwei Mal verheiratet und doch könnte er es kaum beschreiben oder in einem Gemälde festhalten. Wie gerne hätte er Camille oder Alice die Stadt Honfleur gezeigt. Ihnen alle diese kleinen Wunder veranschaulicht. Diese lauern an jeder Straßenecke. Vor allem der Sonnenuntergang in Honfleur ist zum Sterben schön. Wenn die Sonne sich langsam neigt und den Horizont küsst, bleibt die Zeit für einen Moment stehen. Was sind solche Momente, wenn man sie mit niemanden teilen kann? Zu groß wird der Schmerz von Monet, als er sich an seine beiden verstorbenen Ehefrauen erinnert. Sie waren treue Weggefährtinnen, unterstützten ihn und waren an seiner Seite. Er konnte ihr Ableben nicht verhindern und doch bereut er es, nichts getan zu haben. Ein Paradoxon, welchem man als Witwer wohl ausgesetzt ist. Die Kinder, seine Nachkommen und Erben, spenden ihm Trost. In ihnen lebt der Geist ihrer verstorbenen Mütter und sie tragen ihre Seelen weiter in die Welt.

Monet spekuliert über das Leben all der Bewohner. Was ist ihre Geschichte, was ihr Antrieb im Leben? Jedes Leben kann mehr als ein Roman erzählen, jedes Detail Aufschluss über ihren Charakter geben. Was bereitet diesen Menschen hier Freude? Das Meer, das sie jeden Tag in sich aufnehmen können? Oder sind sie der Schönheit überdrüssig, können diese Wunder nicht mehr wahrnehmen? Wie gerne hätte Monet einen oder ein paar der Bewohner in Honfleur gemalt. Damals, als er hier noch sein Atelier hatte, schien es ihm unbedeutend. Heute bereut er, diese Möglichkeit außer Acht gelassen zu haben. Er hätte sich für seine Modelle Zeit genommen, ihnen zugehört. Ein Blick in einem Porträt hätte ihre Geschichte erzählen können. Die Iris der Augen, so tief wie der Ozean, könnten ihr Inneres zum Vorschein bringen. Vielleicht unsichtbar für den gemeinen Betrachter. Aber für den Kenner böte sich ein fulminantes Leben.



Claude Monet
Impression, soleil levant
1872, Öl auf Leinwand
48cm x 63cm
Musée Marmottan Monet

Auf der anderen Seite des Ufers bietet sich ein ebenso interessantes Szenario. Eine Bettlerin versucht Passanten anzuhalten, ihr doch einen Obolus zu spenden. Sie hat jedoch wenig Erfolg. Ein hartes Schicksal, findet Monet. Meist sind solche Frauen unverschuldet in diese Situation hineingeraten. Mittellos und verlassen von der Familie und von Freunden sind sie entweder gezwungen zu betteln oder dem niederen Dienstleistungsgewerbe nachzugehen. Trostlos ist ihr Dasein und Hilfe wird ihnen oft verwehrt. Monet empfindet Mitleid mit dieser Frau. Er weiß, wie es ist, finanziell in Nöten zu sein. Ein Schicksal, welches kaum einem Künstler unbekannt ist. Ein Künstler weiß, dass nicht Geld Reichtum schafft. Nein, die Kunst, das Leben, die Liebe bilden einen größeren Schatz, den kein Sou bezahlen kann. Sicherlich macht finanzielle Unabhängigkeit manches leichter, aber die Kunst leidet darunter. Wenn Monet sich an die Vorgaben der Akademien gehalten hätte, wäre sein Leben mit Sicherheit anders verlaufen. Aber er wäre in den starren Festungen der Beschränktheit gefangen. Unfähig, Neues zu schaffen, eingeeengt in die unbeugsamen Strukturen. Nein, er wähle den Weg des Künstlers, nicht des Schoßhündchens. Ach, Honfleur, lacht Monet, du bist in vielen Einzelheiten kein bisschen anders als die großen Metropolen wie Paris. Das Leben der Menschen bildet des Öfteren einen Kontrast zu dem imposanten Stadtbild. So viel Elend versteckt sich hinter den kalten Gemäuern, die sich prachtvoll entfalten.

Monet erinnerte sich an die vielen jungen Künstler, die nach Paris kamen. Es entwickelte sich ein gesamter Stadtteil um sie herum. Pigalle ist heute das Zentrum der Kunst und viele seiner Freunde schreiben ihm von dort. Von den Vergnügungen, die sich bis in die Nacht ziehen. Jedoch bevorzugte Monet lieber das ruhige Leben, außerhalb von schriller Musik und flackernden Lichtern. Die Natur malt für Monet die schönsten Farben. Sie benötigt keiner weiteren Verstärkung.

Wie auch dieser Hafen. Er malt genügend Farben, dass ein einziges Gemälde sie nicht alle einfangen kann. Keine Leinwand wird jemals groß genug sein, um die Impressionen Monets festhalten zu können. Langsam verschwindet die Sonne hinter den dichten grauen Wolken. Sie nähern sich an und es wirkt, als verschlingen sie das Sonnenlicht und tauchen die Kulisse in ein vernebeltes Grau. Träumerisch wirkt die Hafenlandschaft, still und verborgen. In dieser Weise möchte Monet Honfleur festhalten.

Die ernüchternde Realität

Als Monet wieder in seinem Garten aus seinem Traum erwacht, schaut er auf eine bemalte Leinwand. So vieles steckt in diesem einen Bild, all seine Erinnerungen an Honfleur. Der Versuch, diesen komplexen Eindruck der Stadt festzuhalten, scheint ihm gelungen. Jeder Pinselstrich ist an der richtigen Stelle, jede Farbnuance gibt das Bild die-

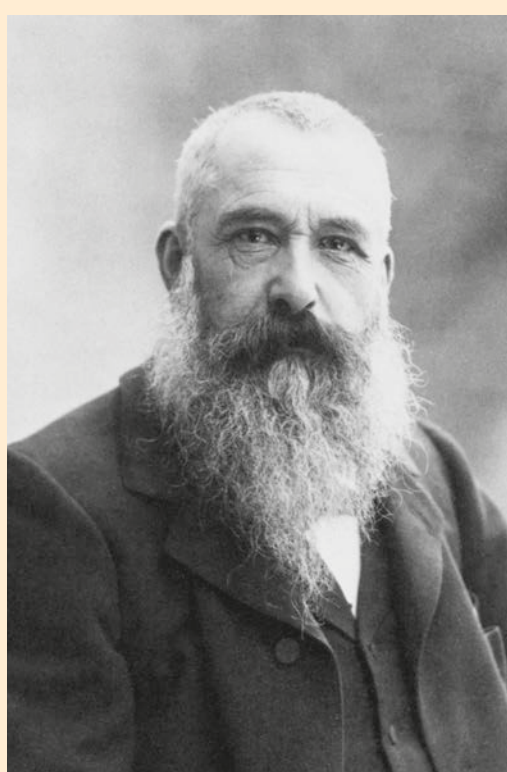
ses Hafens wieder. Das fertige Bild steht vor ihm, schaut ihn an. Es drückt alle seine Erinnerungen aus. Viele Hoffnungen schlummern darin. Es zeigt eine Zeit, die lange zurückliegt. Eine Zeit, in der alles einfach und unbeschwert schien. Fröhlich und ausgelassen konnte man über die Straßen ziehen. Nichts konnte die Stimmung trüben. Selbst die einst so bedeutsamen Streitigkeiten scheinen nun nichtig und unbedeutend.

Nach und nach verliert Monet sein Augenlicht. Sein Blick ist getrübt und seine Wahrnehmung beeinträchtigt. So wie bei Ludwig van Beethoven, denkt er. Was macht ein Künstler, der seines wichtigsten Sinnesorgans beraubt wird? Eine innere Unruhe breitet sich in ihm aus. Die Wut steigt in seinen Kopf. Unfähig ist er, an seiner Situation etwas zu ändern. Und dann kommt erneut die Hoffnungslosigkeit zurück. Er kann lediglich Schemen erkennen. Farben verschwimmen vor seinen Augen und klare Konturen sind nicht mehr zu erkennen. Die Hoffnung auf Besserung schwindet nach und nach.

Und dennoch rappelt sich Monet auf und schreit entlang seiner Blumensträucher. Der Duft der Magnolien dringt in seine Nase und vor seinem geistigen Auge erscheint die wunderbare Pracht der Blüte. Er kann sie sehen, schon fast greifen. Sie sind ganz nah und ziehen ihn in ihren Bann. Auf der anderen Seite des Gartens kann er die Margeriten vernehmen. Er mochte ihren beißenden Geruch eigentlich nie, aber in diesem Moment ist er dankbar, ihn aufzusaugen. Als er an den eisernen Bogen gelangt, strömt der zärtliche Duft seiner Kletterrosen in seine Nase. So filigran ist jedes Blütenblatt, dass es bei der kleinsten Berührung zerfällt und damit auch ihr umhüllender Geruch. Um Monet herum schwirren die Bienen, die ihrem Auftrag, die Pollen zu bestäuben, eifrig nachkommen. Er kann ihr weiches Fell beinahe spüren, ihre kleinen Fühler tasten sich langsam voran, klammern sich an den Blumenstengeln fest. Libellen hüpfen über das Wasser und hinterlassen kleine Kreise, die sich langsam ausbreiten. Doch sie lassen die Schönheit des Moments hinter sich und ziehen weiter zum Schilfgras. Ein Schmetterling flattert durch die Luft. Seine bunten Flügel heben sich von dem Grün der Bäume ab. Flink hüpfert er von Blüte zu Blüte und hinterlässt eine sonnige Spur kleiner Pollen. Monet hört das Singen einer Amsel, als er zurück zu seiner Staffelei kehrt. Ihr Lied beflügelt ihn in seiner Freude. Die Freude über den Hafen von Honfleur. Stolz und zugleich wehmütig betrachtet er sein Werk. Es bildet eine Welt ab in einer anderen Zeit. Mit vergangenen Träumen und Erwartungen. Vieles hat sich erfüllt, manches musste zurückgelassen werden. Es verbindet ihn jedoch kein Schmerz mehr mit diesem Werk. Es ist vollendet und genügt seinem kritischen Auge. Zufrieden kann er weitermachen, weiter im Leben voranschreiten.

„Le port de Honfleur“ lädt zum Träumen ein. Es

versetzt den Zuschauer zurück. Zurück in eine bessere Zeit. Claude Monet übermittelt ein Gefühl von Leichtigkeit und schenkt Hoffnung. Auch Monet verharrte nicht starr in seinem trostlosen Dasein. Er transportiert in seinem Werk seine emotionalen Eindrücke von dieser Hafenstadt. Zu dem Zeitpunkt, als Monet das Werk anfertigte, herrschte große Unruhe in der Welt und sein Augenlicht war getrübt. Dennoch fertigte er weiterhin beeindruckende Werke an. Gemälde, die bis heute begeistern, seine Betrachter in ihren Bann ziehen und zum Träumen einladen.



Oscar-Claude Monet wird am 14. November 1840 in Paris geboren. Schon mit 15 Jahren beginnt Monet Karikaturen von seinen Mitschülern und Lehrern zu zeichnen. Ab den 1860er Jahren befasst sich Monet mit impressionistischer Malerei. Diese gewagte Entscheidung brachte ihm jedoch erst viel später Anerkennung. Zu Beginn war die neue Maltechnik bei den französischen Akademien verpönt und Monet hatte mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ein paar Jahre später gelingt es ihm dennoch, einige Werke auszustellen. 1908 hat Monet erste Anzeichen einer Augenerkrankung, die sich immer weiter verschlechtert. Erst 1923 erhält er sein Augenlicht vollständig zurück. Monet stirbt 1926 in Giverny im Alter von 86 Jahren.

Kurzbiografie



Käthe Kollwitz
Die Mütter (Blatt 6 der Folge „Krieg“)
o.J. (1922 / 1923)
Holzschnitt in Schwarz auf Papier,
Maße 55 x 73 cm, Saarländisches
Museum – Moderne Galerie Saarbrücken
Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Die Mütter

Eine junge Frau besucht eine Galerie. Sie betrachtet das Blatt Nr. 6 der Folge „Krieg“. Es hat den Titel „Die Mütter“ und stammt von der Künstlerin Käthe Kollwitz. Die Protagonistin der folgenden fiktiven Geschichte lässt uns an Szenen ihres Lebens im Berlin der Zwanzigerjahre teilhaben. In vier Episoden verflechten sich die Themen des Bildes mit ihren eigenen Erlebnissen. Mit ihrer Mutter lebt die junge Frau in einer kleinen Wohnung im Arbeiterviertel Prenzlauer Berg. Die Mutter schuftet hart, um beide durch die wirtschaftlich instabile Zeit zu bringen. Der Vater ist im Ersten Weltkrieg gefallen und hat eine trauernde Familie zurückgelassen. Der Umgang mit dem Verlust und die Beziehung von Mutter und Tochter entfalten sich im Laufe der Geschichte. Die ersten Gefühle von Freiheit und Sorglosigkeit erfährt die Protagonistin, als sie auf Hanna und Elise trifft. Die Geschichte ist inspiriert vom Blatt Nr. 6 „Die Mütter“ und führt am Ende wieder dorthin zurück.

Frau Kollwitz

„Da bist du ja endlich“, ruft Elise von weitem und winkt. „Was hat da so lang gedauert?“

Ich bin mit ihr und Hanna verabredet. Ich habe mich verspätet. Meine beiden Freundinnen schauen mich ungeduldig an, weshalb ich mich noch ein wenig mehr beeile. „Hat etwas gedauert die Straße zu finden“, sage ich außer Atem.

Wir sind in Berlin – und Berlin ist groß. Ich kenne mich in meinem Viertel gut aus. Mein Leben lang wohne ich schon dort, aber hier war ich noch nie. Es ist schon ein wohlhabender Bezirk mit Galerien und Geschäften mit teurem Porzellan darin. In einigen Cafés sitzen elegante Damen und essen Torte. Hutläden mit der neuesten Mode gibt es auch. Ebenso Pelzmäntel, die in den Schaufenstern ausgestellt sind. Es ist schon verrückt, wie viel Geld man für ein einziges Kleidungsstück ausgeben kann, wundere ich mich. Ich fühle mich eher unwohl in meinem schlichten, schwarzen Kleid. Ich trage es oft. Teure Kleider habe ich nicht.

„Die Galerie ist die Straße runter“, sagt Hanna und umarmt mich zu Begrüßung. Ich umarme auch Elise – kurz, aber fest. Die Galerie ist der Grund, warum wir uns heute treffen. Genauer die Bilder einer speziellen Künstlerin. Ich habe sie in meinem Viertel kennengelernt. Dort wohnt sie mit ihrer Familie. Das ist schon merkwürdig. Ihre Kunst wohnt in dieser eleganten, teuren Straße und die Künstlerin selbst im Arbeiterviertel. Sie heißt Frau Kollwitz. Sie ist die Frau vom Hausarzt Kollwitz bei uns im Prenzlauer Berg, in der Nähe vom Wörther Platz. Meine Mutter und ich gehen zu Herrn Kollwitz, wenn wir krank sind. Er ist immer sehr freundlich und das Wartezimmer voll mit Menschen. Man muss oft lange warten, so viele Patienten sind es. Frau Kollwitz kommt manchmal und hilft ihm. Ich war letztes Mal da wegen eines pochenden Kopfschmerzes, der mich von Zeit zu Zeit heimsucht. Und als ich dort saß, kam Frau Kollwitz ins Wartezimmer. Sie hinterließ einen ungewöhnlichen Eindruck, denn sie hatte einen Papierbogen auf einem flachen Holzbrett unter den Arm geklemmt. In der einen Hand hatte sie ein paar Kohlestifte und in der anderen einen kleinen Schemel. Ein seltsamer Anblick in einer Arztpraxis. Sie hat mich damals direkt angeschaut – mit ihrem durchdringenden Blick. Sie kam auf mich zu. Das hat mich erst einmal eingeschüchtert, weil Frau Kollwitz eine bekannte Person in meinem Viertel ist. Sie ist zwar sehr herzlich, aber auch bestimmt. Man möchte wohl keinen Ärger mit ihr. Ich war ein bisschen verunsichert, zugleich aber auch neugierig, was jetzt passieren würde. Die Augen der anderen Patienten im Wartezimmer folgten dem Geschehen. Sie grüßte in die Runde und sagte dann noch einmal an mich gerichtet „Guten Tag“. Anschließend fragte sie mich, als sei es das Normalste auf der Welt, ob sie meine Hände zeichnen dürfte. Ich war peinlich berührt, weil meine Hände

nicht die schönsten sind. Das finde ich jedenfalls. Meine Finger sind etwas wulstig und eher gedrun-gen. Meine Fingernägel sind immer ganz kurz geschnitten. Manchmal bekomme ich sie auch nicht richtig sauber. Das passiert, wenn ich vorher den Ofen in unserer Küche gereinigt habe. An dem Tag in der Arztpraxis war es so. Und in diesem Zustand wollte sie eine Künstlerin abzeichnen? Reflexartig vergrub ich die Finger ineinander. „Aber die sind doch gar nicht ansehnlich, Frau Kollwitz“, sagte ich. „Doch natürlich, die sind doch wunderbar. Und zehn Finger sind auch noch dran“, sagte sie und lachte ihr markantes, raues Lachen. Das hatte ich schon einige Male durch die Zimmer der Arztpraxis hören können. Einige ältere Damen im Wartezimmer fielen in ihr Lachen ein. Ich musste schließlich auch schmunzeln. Gleichzeitig hatte ich großen Respekt, vielleicht auch ein bisschen Angst, vor dieser starken, bestimmten Person. Ich willigte also ein.

Ich sollte mich bequem hinsetzen und meine Hände auf den Schoß legen. Frau Kollwitz setzte sich vor mich auf den kleinen Schemel, den sie mitgebracht hatte. Sie begann zu zeichnen. Ich schaute erst etwas beschämt auf meine Hände. Mein pochender Kopfschmerz meldete sich wieder. Dann begann ich sie bei ihrem Tun zu beobachten. Sie sah konzentriert aus. Zwei Falten zogen sich zwischen ihre Augenbrauen. Mit schnellen Strichen fuhr sie über das Papier. Sie wischte ab und zu mit dem Finger über die kräftigen, schwarzen Kohlelinien. Sie verschwammen und wurden zu Schatten oder Einbuchtungen auf den sich langsam formenden Händen. Es war wirklich verwunderlich, wie da plötzlich die Finger auf meinem Schoß auf dem weißen Blatt erschienen. Eine Dopplung, nur aus einem anderen Blickwinkel. Ich war fasziniert von ihren Fähigkeiten. Mein Respekt für die Frau und ihr Talent wuchs und wuchs. Dann plötzlich, vielleicht nach einer Viertelstunde, schaute sie hoch und wir sahen uns direkt an. Ihr konzentrierter, ernster Blick hatte sich in einen freundlichen, zufriedenen Ausdruck verwandelt.

„Mein Mädchen, weißt du, ich bin Künstlerin von Beruf. Ich kann die Skizze von deinen Händen gut für meine Arbeit gebrauchen. Ich dank' dir.“ Sie lächelte und drehte die Zeichnung in meine Richtung. „Ich habe bald wieder eine Ausstellung, vielleicht magst du sie dir anschauen. Diese Zeichnung wird zwar nicht dort präsentiert werden, aber eine Serie meiner Holzdrucke.“ Ich nickte. Ich freute mich sehr über ihre Einladung. Ich fühlte mich geehrt.

Meine Hände auf ihrer Zeichnung zu sehen war etwas seltsam. Sie hat sie gut getroffen, finde ich. Trotzdem frage ich mich insgeheim, wer sich so etwas kaufen würde – in einer echten Galerie? Müssen dort nicht Bilder mit, sagen wir, erhabeneren Motiven sein? Jedenfalls etwas Schöneres als meine gewöhnlichen, etwas schmutzigen Hände?

Ich kann mir das bis jetzt nicht recht erklären. Was hängt da so in einer Kunstaussstellung? Ich war noch nie in einer Galerie gewesen. Meine Mutter, denke ich, auch noch nicht. Sie hätte auch keine Zeit dafür. In der Zeitung habe ich schon Fotografien von großen Gemälden gesehen, das ist alles. Die Gemälde zeigten Schlachten oder nackte Frauen oder Landschaften. Das konnte man alles gut erkennen. Und darum waren immer dicke, verzierte Rahmen.

Die Begegnung mit Frau Kollwitz ist mir noch sehr deutlich in Erinnerung. Sie hat mich wirklich neugierig gemacht. Deshalb habe ich Elise und Hanna davon erzählt. Hanna ist schon oft in Ausstellungen gewesen, sagt sie. Wir beschließen also loszuziehen, um die Drucke von Frau Kollwitz zu sehen. Ich bin schon sehr gespannt.

Die Mütter

Eigentlich wohne ich in einem anderen Bezirk, also dem Prenzlauer Berg. Deshalb kenne ich mich in der schicken Galeriestraße nicht aus. Ich passe dort auch nicht hin. Da gehen die Akademiker Kaffee trinken. Sie tragen elegante Anzüge – sowohl Männer als auch ein paar wenige Frauen. Es ist interessant, dass die Frauen das jetzt auch tun. Meine Mutter findet das nicht gut. Sie sagt, dass die Hosen bei ihnen lächerlich aussehen. Und diese Frauen seien auch die, die nachts in kurzen Kleidern den Männern ihre nackten Beine präsentieren. Dazu habe ich nichts gesagt. Sie fand es auch nicht gut, dass ich mir meine Haare geschnitten habe. Ich trage jetzt einen Bubikopf, wie Elise.

Aber sie hat sich nun daran gewöhnt. „Wächst ja wieder nach“, hat sie gesagt.

Ich wohne mit meiner Mutter im vierten Stock eines großen Hauses mit vielen Familien. Unsere Wohnung ist klein, aber es gibt dort alles, was wir brauchen. Ich habe eine eigene Kammer mit Bett, einem schmalen Schreibtisch und einem Stuhl. Es gibt ein kleines Bücherregal neben meiner Kommode mit der Kleidung. Ich habe ein paar Bilder aus der Zeitung ausgeschnitten. Sie hängen an der Wand über der Kommode. Es sind vor allem Werbebilder von Filmen. Einige Berühmtheiten sind darauf zu sehen.

Meine Mutter wohnt im Zimmer nebenan. Es ist etwas karger als meines. Sie hat nur ein Foto aufgehängt. Es ist schwarz-weiß. Es zeigt meinen Vater, als er etwa zwanzig Jahre alt ist. Er sitzt dort auf einem breiten Holzstuhl in einem Kaminzimmer. Er hat eine gerade Haltung und einen ernsten Gesichtsausdruck. Er blickt mit seinen dunklen Augen in die Kamera. Seine schwarzen Haare sind nach hinten gekämmt. Er war ein eher hagerer Mann, mit feinen Gesichtszügen. Ganz anders als seine Hände. Ich erinnere mich noch, wie ich als kleines Mädchen die großen Hände meines Vaters betrachtete. Sie waren stark und voller rauer Hornhaut. Er erzählte manchmal von seiner Arbeit. Dort musste er schwere Geräte bedienen und Stahl verarbeiten. Ich stellte mir vor, wie er mit diesen großen Händen Kugeln aus Stahl jonglierte. Das war natürlich eine kindliche Spinnerei. Der Gedanke belustigte mich aber. Er arbeitete ebenfalls in einer Fabrik. So wie meine Mutter es heute tut. Er arbeitete dort, bis er als Soldat in den Krieg zog.



Käthe Kollwitz
Sieben Händestudien zur Figur des
Vaters für das Mahnmal Trauernde
Eltern, um 1925
Kohle auf grauem Ingres-Bütten
NT 1053, Kölner Kollwitz-Sammlung
© Käthe-Kollwitz-Museum Köln

Er wurde an die Front nach Verdun geschickt. In den Zeitungen konnte man lesen, dass dort die schlimmsten Gefechte stattfanden. Mein Vater wurde von mehreren Kugeln getroffen. Er ist nicht mehr zurückgekehrt. Die genauen Umstände und die Mitteilung über seinen Tod habe ich in einem Brief gelesen. Er lag versteckt in der Kommode meiner Mutter. Dort hatte ich die frische Wäsche reinlegen wollen und ihn gefunden. Da war ich etwa vierzehn Jahre alt. Ich habe nie mit ihr über den Brief geredet. Es wird nicht mehr viel von Früher gesprochen. Nicht von der Zeit, in der mein Vater noch da war. Aber auch nicht über die schwere Zeit kurz danach. Da war plötzlich dieses große Loch, das gefüllt war mit Trauer. Und trotzdem musste es weitergehen. Es musste sogar schnell geschehen, denn das Geld wurde knapp. Das Gesicht meiner Mutter war damals voller Sorgen und Trauer. Und da lag eine Müdigkeit in all ihren Bewegungen. Ich konnte das damals noch nicht benennen, weil ich noch jung war. Heute ist sie immer noch da, diese Müdigkeit. Meine Mutter arbeitet viel. Sie geht morgens früh aus dem Haus und kommt am frühen Abend wieder zurück. Frauen arbeiten jetzt auch viel mehr in den Fabriken. Weil die Männer fehlen. Viele sind tot oder vom Krieg gezeichnet. Ohne die Arbeit meiner Mutter könnten wir uns die Wohnung nicht leisten. Oder das Essen auf dem Tisch.

Ich will unbedingt arbeiten. Dann haben wir vielleicht weniger Sorgen in dieser auch wirtschaftlich sehr instabilen Zeit. Zum Glück habe ich meine Schule sogar recht erfolgreich beendet. Ich werde deshalb in zwei Monaten eine Ausbildung zur Stenotypistin beginnen. Der Cousin meiner Mutter hat ein Büro. Das ist ein echtes Glück, denn sonst hätte ich auch in der Fabrik angefangen. Bis dahin kümmere ich mich um den Haushalt. Ich wische, putze und kaufe ein. Ich koche für uns, wenn meine Mutter von der Arbeit kommt.

Ich habe meine Mutter sehr lieb. Ich möchte ihr alle Last von den Schultern nehmen. Ich würde sie am liebsten umarmen und nie mehr loslassen. Aber ich habe Angst, dass mir dann die Tränen kommen. Und vielleicht kann ich dann nicht mehr aufhören zu weinen. Deshalb versuche ich Haltung zu bewahren und ihr keinen Kummer zu bereiten. Das macht mich manchmal selbst so müde. Das erzähle ich ihr aber nicht.

Die Kinder

Meine Mutter geht abends früh zu Bett. Sie ist nach der Arbeit sehr erschöpft. Meist sitzen wir ein wenig zusammen und essen die Erbsensuppe, die ich für uns gekocht habe. Erbsensuppe gibt es oft. Oder Bohnensuppe. Sie fragt mich dann, wie mein Tag war. Früher habe ich ihr von der Schule erzählt, von den anderen aus meiner Klasse oder den Schularbeiten. Jetzt, da meine Schulzeit vor-

bei ist, sage ich meistens „War nichts Besonderes los“. Dann erwidert sie „In der Fabrik auch nicht – wie immer viel zu tun.“ Meist legt sie nach dem Essen ihre Kleider für den nächsten Tag bereit und macht sich bettfertig. Ich gehe dann oft noch einmal raus. Ich mache einen kleinen Spaziergang an der Allee entlang. Meine Mutter sagt dann „Pass auf. Und komm zurück, bevor die Sonne sinkt.“ Sie macht sich immer Sorgen um mich. Dabei bin ich schon erwachsen. Ich fange schließlich bald eine Ausbildung an. Ich nicke und gehe los. Wenn ich wiederkomme, schläft sie bereits. So verstreichen die meisten Tage und Wochen.

Bis etwas aufregendes passiert ist: Ich habe Elise und Hanna kennengelernt.

Wie das passiert ist, ist so eine Geschichte. Die beiden sind mir auf der alten Allee über den Weg gelaufen. Ich lief in der Abenddämmerung hinter ihnen. Eigentlich war ich schon wieder auf dem Weg nach Hause. Es waren kaum noch Spaziergänger unterwegs. Die beiden fielen mir gleich auf und ich beobachtete sie sehr genau. Sie waren beide hübsch gekleidet. Die eine hatte einen dunkelblauen, eng anliegenden Hut auf ihrem kurzen Haarschopf. Die andere hatte blondes Haar. Es fiel in Wellen an ihrem Gesicht hinab. Beide trugen wadenlange Sommermäntel. Die sind die neuste Mode zurzeit. Darunter trugen sie knielange, leicht hinabflatternde Kleider, auf den Hüften mit einem Gürtel zusammengezogen. Obwohl sie so elegant aussahen, verhielten sie sich gar nicht so, wie ihre Kleider vermuten ließen. Sie hüpfen herum und lachten laut. Man konnte die beiden wirklich nicht übersehen - oder überhören. Ich musste mich zusammenreißen, nicht in Gelächter zu verfallen. Ich versuchte in eine andere Richtung zu schauen und fokussierte beim Gehen meine Schuhe. Aber ich musste immer wieder zu den beiden hinsehen. Dann tippte die Lockige hinter dem Rücken der anderen auf deren rechte Schulter. Diese drehte sich um, weil sie dachte, jemand würde sie ansprechen wollen. Ihre Freundin musste sofort laut loslachen, weil sie darauf reingefallen war. Wirklich die älteste Täuschung der Welt. Wegen ihres Gelächters konnte ich nicht mehr an mich halten. Ich gluckste los und beide drehten sich zu mir um. Und dann mussten wir alle drei lachen.

Seit diesem Tag sind wir Freundinnen. Wir verbringen in den Abendstunden unsere Zeit miteinander. Entweder spazieren wir an der Allee entlang oder setzen uns in den Park. Wir reden ununterbrochen. So viel gelacht wie mit ihnen habe ich wohl noch nie mit jemandem. Mit ihnen lenke ich mich am liebsten von meinen Sorgen ab. Elise, das ist die Dunkelhaarige, und Hanna das ist die Blonde. Sie sind beide Stenotypistinnen im gleichen Büro. Sie arbeiten in dem Feld, in dem ich auch bald tätig sein werde. Ich habe sie viel darüber ausgefragt. Sie haben bereitwillig alles erzählt. Und noch viel mehr. In ihrem Büro gibt es viele junge Frauen. Sie erzählten von einer

Frieda, einer Erika und einer Lizzi. Sie plauderten über die Scheidung einer Katharina und die Affäre einer Magdalena. Es ist wohl sehr viel los in so einem Büro. Ich bin schon ganz gespannt auf meine Ausbildung. „Aber laut ist es!“, sagte Elise. „Von den Geräuschen der Schreibmaschinen wirst du nachts träumen.“

Und dann, am Ende des Monats, ist etwas passiert. Das habe ich vor meiner Mutter bis heute geheim gehalten. Das darf sie nie erfahren. Ich bin zum ersten Mal in meinem Leben länger weg geblieben. Sehr viel länger. Und das alles wegen Elise und Hanna. Es war ein Freitag. Ich wartete auf die beiden an unserer gewohnten Spazierstrecke. Sie kamen auf mich zu gesprungen und hakten sich bei mir unter. „Meine Liebe, heute gehen wir an einen Ort, der wird dir gut gefallen“, sagte Elise. Sie grinste mich verstohlen an. „Wollen wir nicht in den Park?“, fragte ich. „Nein, heute gehen wir tanzen“, antwortete Hanna. Ich muss sehr verdutzt ausgesehen haben. Die beiden lachten laut auf und sie führten mich die Allee entlang. Und dann noch in einige weitere Straßen, bis wir ein Lokal erreichten, aus dem Stimmengewirr zu hören war. Eine Band begann schwungvolle Musik zu spielen. „Ich kann da nicht rein...! Ich bin doch noch viel zu jung“, protestierte ich heftig. „Ich muss auch bald nach Hause! Meine Mutter...“. „Ach deine Mutter“, unterbrach mich Hanna. „Die schläft doch. Die bekommt das gar nicht mit! Und was heißt hier 'zu jung'? Du bist doch schon so gut wie in der Ausbildung, verdienst deine eigene Mark! Das ist doch schon erwachsen!“ Ich begann zu schwitzen. Wegen den beiden - und der ganzen Situation. „Aber...aber ich weiß gar nicht, wie man... tanzt“, gab ich schließlich zu. Beide schauten sich vielsagend in die Augen und hakten sich wieder bei mir ein. „Gar kein Problem! Das bringen wir dir bei. Das wirst du ganz schnell lernen“, erwiderte Elise und lachte. „Hanna hat es an nur einem Abend gelernt.“ Sie öffnete die Tür und wir verschwanden in dem Lokal.

Erst viele Stunden später kamen wir wieder heraus – müde, erschöpft und überglücklich. Ich tanzte mit den beiden nach Hause. Wir waren angeheitert von der Stimmung und dem Wein, den wir ausgegeben bekommen haben. Wir waren frei! Ich schlich so leise ich konnte in die Wohnung und in mein Zimmer. Dort versteckte ich mein verbrauchtes Kleid und öffnete das Fenster. Ich kroch unter die Bettdecke und fühlte ein großes Glück. Es war soviel passiert in kürzester Zeit. Das war der wohl aufregendste Abend meines Lebens.

Blatt Nr. 6

„Hier sind wir endlich“, sagt Hanna. Wir stehen vor dem Gebäude der Ausstellung, in die Frau Kollwitz mich eingeladen hatte. In großen Buchstaben steht der Name der Galerie über dem Eingang.

Elise legt die Hand auf die Klinke und öffnet die schwere Holztür. Wir gehen hinein. Es zeigt sich uns ein großer Raum mit hohen, stuckverzierten Wänden. Daran hängen viele verschiedene Kunstwerke. Der Raum ist voll. Ich bin erstaunt.

„Guten Tag, kann ich den jungen Damen weiterhelfen?“, fragt ein älterer Herr hinter einer schmalen Rezeption. „Wir würden mal gucken. Ich kenn' Frau Kollwitz, die soll hier ausstellen“, erwidere ich. Natürlich bin ich stolz, dass mich die Künstlerin höchst persönlich eingeladen hat. „Ah, die Holzdrucke von Frau Kollwitz hängen dort drüben“. Er zeigt an die Wand auf der rechten Seite. „Die Folge trägt den Titel 'Krieg' und wurde gerade erst von ihr fertig gestellt. Schauen Sie sich auch gerne die anderen Künstler an“, fügt er noch hinzu. „Vielen Dank“, sage ich. Elise zieht Hanna am Ärmel zu einer großen Malerei auf der anderen Seite des Raumes. Ich beschließe direkt zu Frau Kollwitz' Werkfolge zu gehen. Es sind sieben schwarze Holzdrucke auf weißem Papier. Sie hängen in schwarzen Rahmen nebeneinander. Ich beginne von links die Betrachtung. Der erste Druck hat den Titel „Das Opfer“ und zeigt eine Frau, die ein Kind in die Höhe hält – vermutlich ihr eigenes. Die Frau ist nackt. Der Druck ist sehr grob geschnitzt worden. Er sieht so roh aus. Ich finde das Bild schrecklich. Ich schaue weiter. Das Nächste trägt den Titel „Die Freiwilligen“. Es sind Männer abgebildet, die in den Krieg marschieren. Oder fallen sie? Angeführt werden sie von einer Totenmaske, die auf eine Trommel schlägt. Ich fühle einen Stich im Herzen. Ich muss an meinen Vater denken.

Der nächste Druck heißt „Die Eltern“. Ein Mann und eine Frau vergraben sich ineinander – vor Kummer gekrümmt. Die nächsten beiden Blätter tragen die Titel „Die Witwe I“ und „Die Witwe II“. Ich muss unweigerlich an meine Mutter denken. Ich sehe Trauer durch die Bilder. Die Trauer, die ich bei ihr nie sehe und doch von Zeit zu Zeit so stark spüre. So sieht es vielleicht in ihr aus. Ich schließe die Augen. Ich sehe wieder meine Mutter, als sie mir von Vaters Tod erzählte. Ihre Augen waren rot, ihre Stimme hohl. Ich war noch so jung. Ich bin zusammengebrochen in ihren Armen. Habe die Tränen geweint, die sie nicht weinen konnte.

Mein Herz schlägt und ich atme schwer. Ich öffne die Augen und mein Blick fällt auf das Blatt Nr. 6 der Folge. Es hat den Titel „Die Mütter“. Es zeigt sich mir ein düsteres, angstbesetztes Bild. Angst, das ist es. Plötzlich verstehe ich Etwas. Ich erinnere mich an eine Szene mit meiner Mutter, die ich längst vergessen hatte. Die ich verdrängt hatte. Ich erinnere mich an meine Mutter, wie sie mich panisch auf dem Gehweg vor unserem Haus suchte. Sie rief meinen Namen. Ich hatte mich hinter zwei kleinen Fliederbüschen versteckt. Die wuchsen neben den Stufen zur Eingangstür. Es war ein abgeschirmter kleiner Streifen Erde neben unserer Hauswand. Ich saß dort und weinte leise. Ich weinte wegen meines Vaters. Ich war noch jung. Mein

Versteck war der Ort, an dem mich keiner sehen konnte und ich doch nicht alleine war. Viele Passanten gingen vorbei, doch ich blieb unbemerkt. Ich hörte an dem Tag die Angst in der Stimme meiner Mutter. Sie weinte. Ich konnte es nicht ertragen und schämte mich. Ich hatte ihr Kummer bereitet. Hatte sie mit meinem Verhalten zum Weinen gebracht. Das durfte nie wieder passieren! Sie hatte schon meinen Vater verloren. Noch mehr Kummer war ihr nicht zuzumuten, beschloss ich. Mein Herz verkrampfte sich zu einem Stein. So fühlte es sich damals für mich an. Ich wischte mir die Tränen weg und kam aus meinem Versteck hervor. „Ich bin hier“, sagte ich. Meine Mutter drehte sich um und lief auf mich zu. „Oh mein Gott, da bist du ja! Ich dachte, dir wäre etwas passiert“, sagte sie und umarmte mich. Ihre Tränen kullerten auf meinen Nacken. Sie schluchzte. „Meine Kleine, bleib immer bei mir.“

Seit dem Tag habe ich versucht ihr nie wieder Sorgen zu bereiten.

Und ich hatte immer das Gefühl, es nicht zu schaffen.

Ich schaue das Blatt Nr. 6 an. Viele Mütter umarmen sich darauf. Halten sich fest mit übergroßen Händen. Sie halten und machen abweisende Gesten nach außen. Sie wollen schützen. Mit ihren Körpern bilden sie eine feste Kuppel – fast wie ein lebender Stein. Unbeweglich. Ihre Blicke sind angsterfüllt. Meine Mutter ist eine dieser Mütter. Und ich bin eines dieser Kinder, das hinter den Rockzipfeln hervorlugt. Was ich mir für das Kind auf dem Bild wünsche ist, dass es nicht mehr das Gewicht des lebenden Steines spüren muss. Ich wünsche mir, dass es sich leicht fühlen kann. Dass es nicht mehr von Angst, Trauer und Furcht umgeben ist. Ich wünsche dem Kind ein bisschen Freiheit. Die Liebe für die Mutter bleibt ja trotzdem erhalten.

Eine leise Träne läuft über meine Wange. Ich fühle mich erleichtert. Ich habe etwas erkannt. „Oh, was ist los? Du weinst ja“, sagt Elise, die an meine Seite gekommen ist. Sie legt ihren Arm tröstend um meine Schultern. Hanna kommt auch und schaut mich fragend an. „Geht es dir nicht gut?“ Sie wischt die Träne von meiner Wange. „Doch, jetzt geht es mir gut“, sage ich und lächle befreit. Die beiden umarmen mich. Ich atme tief ein. Zusammen schauen wir auf das Blatt Nr. 6 von Frau Kollwitz.

Weiterführende Literatur:

Bohnke-Kollwitz, J. (Hrsg.) (2018), *Käthe Kollwitz. Die Tagebücher 1908 – 1943*, Köln: btb Verlag

Hempel, Berit (18.04.2020). *Lange Nacht über Käthe Kollwitz. Wenn sie lachte, bebte der ganze Körper*. Onlinequelle, erreichbar unter: https://www.deutschlandfunkkultur.de/eine-lange-nacht-ueber-kaethe-kollwitz-wenn-sie-lachte.1024.de.html?dram:article_id=474868.



Käthe Kollwitz (geb. Schmidt) wird am 08.07.1867 in Königsberg im ehemaligen Ostpreußen geboren. Sie genießt eine liberale Erziehung und wird schon früh in ihrer künstlerischen Karriere gefördert. Sie studiert ab 1886 in der Damenakademie in Berlin. Später besucht sie die Münchener Künstlerinnenschule und beendet ihre Ausbildung. Sie entwickelt eine Vorliebe für das Zeichnen und verschiedene Druckverfahren.

1891 heiratet Käthe Schmidt ihren Jugendfreund Karl Kollwitz, der eine Arztpraxis im Prenzlauer Berg in Berlin betreibt. Sie bekommen zwei Söhne: Hans und Peter. Aus Überzeugung will Peter Kollwitz im Jahr 1914 als Soldat im Ersten Weltkrieg kämpfen. Er fällt wenig später an der Front bei Dixmuiden, Belgien. Der Verlust des Sohnes wird in zahlreichen Werken der Künstlerin thematisiert. Sie setzt sich mit ihrer weiteren, künstlerischen Arbeit vor allem für Frieden und Gerechtigkeit für die Arbeiterklasse ein. Die Folge „Krieg“ (bestehend aus sieben Holzdrucken) zeigt das Leid, das der Krieg über die Gesellschaft gebracht hat.

Mit dem Erstarken der NSDAP und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs beginnt für Käthe Kollwitz eine Zensur in ihrer Arbeit als Künstlerin. Sie wird angehalten, aus der Berliner Akademie der Künste auszutreten. Das Ausstellen ihrer Werke wird ihr verwehrt. Fortan arbeitet sie im Privaten. 1943 flieht sie vor dem Kriegstreiben in Berlin nach Moritzburg bei Dresden. Dort stirbt sie am 22. April 1945, kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs.



August Macke
Viktoriabrücke mit Häusern im Regen
1912
Öl auf Leinwand/Pappe
43,0 x 45,5 cm
Saarlandmuseum –
Moderne Galerie Saarbrücken
Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Alltag und Sehnsucht damals und heute

Juliane auf den Spuren August Mackes

Juliane war nach ihrem Abitur auf Reisen. Nun beginnt sie ein Studium in Bonn und entdeckt in ihrer neuen Wohnung nahe der Viktoriabrücke eine zurückgelassene Holzkiste. Bisher lehnte Juliane die Kunst ab. Der Inhalt der Kiste ändert diese Sichtweise jedoch völlig: Einige der bedeutendsten Werke August Mackes befinden sich darin. Besonders beeindruckt sie das Gemälde *Viktoriabrücke mit Häusern im Regen*, da dies den Blick von ihrem Balkon widerspiegelt – über 100 Jahre zurückversetzt. Sie beginnt zu recherchieren und stößt auf eine Menge von Parallelen zwischen Mackes und ihrem Leben. Beide prägt eine Sehnsucht nach fremden Kulturen. Der Beitrag ist eine fiktive Geschichte über den Zugang zu Kunst durch den eigenen Alltag, der in Verbindung mit dem künstlerischen Wirken August Mackes steht.

Umzug nach Bonn

Juliane ist 20 Jahre alt. Vor einem Jahr hat sie erfolgreich ihr Abitur bestanden und war seitdem auf Reisen. Das Geld dafür hat sie sich durch zahlreiche Ferienjobs angespart. „Das war es wert“, sagt sie sich schon während ihrer Aufenthalte in Norwegen, Ungarn, Griechenland und anderen europäischen Ländern. Für sie war das eine komplett neue Erfahrung. Als Kind war sie nur einmal an der Ostsee und kannte daher nicht viel mehr als die Region rund um ihre Heimatstadt Meschede im Sauerland. Jetzt wollte sie erst mal Europa sehen. Bei der nächsten Gelegenheit würde sie sich den Rest der Welt anschauen. Obwohl Juliane auch unterwegs gelegentlich gearbeitet hatte, waren ihre finanziellen Mittel nun aber erst einmal am Ende. Außerdem hatte sie bereits vor ein paar Monaten die Zusage für den Studienplatz erhalten, für den sie sich schon vor Beginn ihrer Reise beworben hatte: Psychologie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn sollte es werden.

Die meisten ihrer Freunde sind bereits nach dem Ende der Schulzeit zum Studieren weggezogen. Jetzt steht auch bei Juliane der Umzug von Meschede nach Bonn an – in ihre erste eigene Wohnung. Da sie schon bei ihren Eltern sehr bescheiden gelebt hat, hat sie auch an die neue Wohnung keine besonderen Ansprüche. Sie findet nach einer Reihe von Besichtigungen eine einfache Einzimmerwohnung in der Bonner Nordstadt. Auf einem Klingelschild in der Bornheimer Straße 100 steht nun ihr Name. Sie ist froh, dass sie die Wohnung trotz der vielen Interessenten bekommen hat. Sie liegt im zweiten Stock, hat sogar einen kleinen Balkon und ist nur einen Kilometer von der Uni entfernt. „Und das Wichtigste: Ich kann sie mit BAföG bezahlen“, denkt sie.

Bevor die Uni losgeht, hat Juliane noch Zeit sich einzurichten. Die Wohnung ist bereits möbliert, weshalb sie nur das Nötigste aus ihrer Heimat mitgebracht hat. Beim Einräumen fällt ihr in der Abstellkammer hinter der Küche eine Holzkiste ins Auge. Diese war ihr bei der Besichtigung nicht aufgefallen. Juliane beschließt, die Kiste an die Seite zu stellen und sie zunächst nicht weiter zu beachten. Sie würde am nächsten Tag bei der Wohnungsverwaltung nachfragen, was es damit auf sich hat. Zuvor besorgt sie sich ein Fahrrad, mit dem sie später schneller zur Uni kommen will. Jetzt kann sie damit außerdem die Stadt erkunden. Sie macht sich auf den Weg über die Viktoria-Brücke, vorbei am Hauptbahnhof bis zum Rheinufer. Dort angekommen, denkt sie wieder an die Kiste und ist jetzt doch neugierig. Am Abend will sie nachsehen, was sich darin verbirgt.

Erinnerungen August

Wieder zuhause angekommen, setzt sich Juliane

vor die Kiste. Sie ist weder besonders groß noch besonders schwer, aber sie scheint nicht leer zu sein. Juliane ist sich nicht sicher, ob sie die Kiste überhaupt öffnen darf. Doch die Neugier überwiegt. Juliane öffnet den Verschluss und schaut hinein. Als erstes fällt ihr ein alter vergilbter Zettel ins Auge. Handschriftlich und nur schwer lesbar steht darauf *Erinnerungen August*. Sie kann sich nicht erklären, wer oder was damit gemeint ist und schaut deshalb weiter. Darunter befinden sich eine ganze Menge an Fotos und offenbar selbst gemalten Bildern. Die Fotos sind allesamt schwarz-weiß und scheinen wie die Bilder schon sehr alt zu sein. Als sie sich die Bilder genauer ansieht, entdeckt sie, dass einige mit einer Beschriftung versehen sind. Unter einem steht zum Beispiel *Weiden am Bach*, unter einem anderen *Der Sturm* und unter wieder einem anderen *Viktoria-Brücke mit Häusern im Regen*. „Wie passend“, denkt sich Juliane und schaut sich das letzte Bild genauer an. Ob es sich bei dem abgebildeten Motiv tatsächlich um die Straße vor ihrer Wohnung handelt? Ist dort die Viktoria-Brücke zu sehen? Wenn ja, dann hätte sich einiges verändert, seitdem das Bild gemalt wurde. Im Vordergrund läuft eine Person neben einem Pferd, das einen Wagen zieht. Das bestärkt ihre Vermutung, dass es sich um ein sehr altes Bild handeln muss. Sie wundert sich ein wenig über die ungewöhnliche Farbgebung. Dass es auf dem Bild regnen soll, erkennt sie nur an den Personen, die einen Regenschirm tragen. Der Himmel scheint nur leicht bewölkt und die abgebildeten Menschen spiegeln sich auf der Straße. Schnell fühlt sie sich in das Bild hineinversetzt, obwohl es bei ihr gerade nicht regnet. Sie vergleicht den Blick von ihrem Balkon mit dem auf dem Bild und kommt zu dem Schluss, dass es sich um die gleiche Blickrichtung handelt.

Viele der weiteren Bilder haben eine ähnlich ungewöhnliche Farbgebung, findet Juliane. Einige unterscheiden sich aber stark in den Motiven. Es handelt sich um andere Kulturen. Auf der Rückseite eines der Bilder entdeckt sie schließlich eine Signatur. A. Macke steht da. Zusammen mit dem Zettel, den sie zuerst gesehen hat, setzt sie das zusammen zu *August Macke*. Von dem hatte sie schon mal gehört. Eine Schule in Meschede trägt sogar seinen Namen. „Glaube, das ist so ein Künstler...“, murmelt sie vor sich hin und denkt dabei an ihre Eltern. Diese bezeichnen sich auch als Künstler, konnten damit aber bisher nie wirklich Geld verdienen. Juliane hatte sich immer gewünscht, dass ihre Eltern mal einem „richtigen“ Job nachgehen. Mit Kunst konnte sie noch nie etwas anfangen. Jetzt aber hat sie plötzlich Bilder in der Hand, die eine gewisse Faszination in ihr auslösen. Immerhin ist ein Motiv dabei, das den Blick von ihrem Balkon zeigt – nur eben viele Jahre zuvor.

Juliane beginnt den Namen August Macke zu googeln. Bei Wikipedia liest sie zu ihrem Erstau-

nen, dass er in Meschede geboren sei. Eigentlich ein Wunder, dass sie bisher nichts von ihm mitbekommen hat. Aber sie hatte schließlich den Kunstunterricht in der Schule abgewählt, sobald es möglich war. Ihre Eltern haben es ebenfalls gar nicht erst versucht. Sie wussten, wie sehr Juliane Kunst ablehnte. Auf ihrem Smartphone liest sie weiter zu August Macke. Bald findet sie heraus, dass Macke von 1911 bis 1914 auch in Bonn gelebt hat. Allerdings soll er zwei Häuser weiter, in der Bornheimer Straße 96, gewohnt haben. Das Motiv der Viktoriabrücke soll er dort mindestens 20 mal gemalt haben. Wie aber sind seine Bilder in Julianes Wohnung gekommen? Inzwischen ist es spät geworden. Juliane hat gar nicht bemerkt, wie viel Zeit sie mit den Bildern verbracht hat. So geht sie ins Bett und schläft mit ihren Überlegungen ein.

Tunisreise

Am nächsten Tag ruft Juliane bei der Wohnungsverwaltung an und fragt, wer vor ihr in der Wohnung gewohnt hat. Dazu dürfe man ihr aus Datenschutzgründen keine Auskunft geben. Und auch von der Kiste wisse man nichts. Als Juliane jedoch vom Inhalt der Kiste berichtet, sagt man ihr, dass man beim Vermieter nachfragen werde und dieser sich gegebenenfalls mit ihr in Verbindung setzen werde. Juliane gibt ihr Einverständnis, dass ihre Telefonnummer an den Vermieter weitergegeben wird und hofft, dass dieser sich bald meldet.

Unterdessen widmet sie sich wieder dem Inhalt der Kiste und schaut sich diesmal die Fotos genauer an. Einige sind in einer Art Fotoalbum zu-

sammengestellt und beschriftet. Dort sieht sie zum Beispiel ein Foto mit einem Mann auf einem Esel und zwei weiteren Personen. Im Hintergrund ist ein orientalisch anmutendes Gebäude zu erkennen. Unter dem Foto steht in Schreiftschrift: *August, dahinter Klee*. Bei dem Mann auf dem Esel könnte es sich also um Macke selbst handeln. Rechts daneben ist ein unbeschriftetes Foto mit einem anderen Mann, der ebenfalls auf einem Esel reitet. Obwohl Juliane vermutet, dass es sich hier um einen Kulturkreis abseits von Deutschland handelt, bringt sie die Darstellungen in Verbindung mit dem Bild *Viktoriabrücke mit Häusern im Regen*. Sie denkt dabei an den dort abgebildeten Mann mit dem Pferd und dem Wagen. Pferd und Esel scheinen beide als Nutztiere gebraucht zu werden. Andererseits stellen beide Motive einen Kontrast dar. Während das Bild aus Bonn im „verregneten Deutschland“ eine triste Stimmung vermittelt, nimmt Juliane die Fotos als sonnig, orientalisch und fröhlich wahr. Das Bild aus Bonn stellt wiederum eine Alltagssituation dar. Das geht auch aus dem rechten Foto mit dem einzelnen Mann auf dem Esel hervor – nur eben an einem anderen Ort. Anhand einer weiteren Aufnahme sieht Juliane schließlich, dass es sich auf den Fotos um Tunesien handeln muss. Sie erkennt die Kathedrale von Karthago, die sie selbst auf der Liste ihrer Reiseziele hat.

Da sich Juliane nun die Frage stellt, in welchem zeitlichen Zusammenhang die Bilder und Fotos stehen, googelt sie erneut. Ihre Recherchen ergeben, dass August Macke im Jahr 1914 gemeinsam mit einem Paul Klee und Louis Moilliet für zwei Wochen in Tunesien war. „Noch so zwei Künstler...“, denkt sie sich. Sie liest, dass die Reise nach Tu-



Fotoalbum Tunisreise, 1914
Blatt 13 (Rückseite)
2 Fotos auf Karton
25,0 x 16,3 cm (Karton)
8,7 x 8,7 cm (Fotos)

LWL-Museum für Kunst und Kultur
Westfälisches Landesmuseum
Münster /Sabine Ahlbrand-Domseif

nesien bei den Künstlern zu einem unglaublichen Schaffensprozess geführt hat. Sie hatten die Reise über Jahre hinweg vorbereitet. Es handle sich bei dem Begriff *Tunisreise* sogar um einen bedeutenden Begriff aus der Kunstgeschichte. Und sie hat die Fotos davon in der Hand. Langsam werden ihr dabei auch die Gemeinsamkeiten immer bewusster, die sie mit August Macke hat. Es muss bei ihm eine ähnliche Sehnsucht nach Neuem gegeben haben, wie sie Juliane heute spürt.

Neue Erlebnisse und Rückkehr

Juliane vertieft sich daraufhin wieder in die Bilder Mackes und stößt dabei auch auf Werke, die im Rahmen der *Tunisreise* entstanden sind. Eines davon hat wieder eine besonders auffällige Farbgebung, wie sie findet. Es ist sehr viel Gelb zu sehen. Im Vordergrund erkennt sie einen Tisch, auf dem verschiedene Speisen und Getränke stehen. Links dahinter ist ein blauer Fluss und darin scheinbar ein kleines Boot. Rechts sind einige Gebäude zu sehen und noch weiter im Hintergrund sind Berge angedeutet. Erst ganz zum Schluss fallen Juliane noch zwei Menschen und ein Esel auf dem Bild auf. Dadurch wirkt es auf sie wie eine Situation aus dem Alltag in Tunesien im Jahr 1914. Dieses Alltägliche zieht sich durch die meisten Bilder. Obwohl Macke und seine Begleiter Touristen waren, haben

sie das Leben der Tunesier betrachtet und in Gemälden und Fotografien zum Ausdruck gebracht. Das fasziniert sie, denn der unterschiedliche Alltag in verschiedenen Ländern war auch das, was ihre zurückliegende Reise ausgemacht hat. „Für Macke, Klee und Moilliet muss das noch krasser gewesen sein“, hält sie inne und denkt daran, dass für Europäer im Jahr 1914 Länder wie Tunesien weitgehend unbekannt waren. Die Künstler hatten wohl einfach gemalt, wie das Neue auf sie wirkte. Langsam versteht Juliane in diesem Zusammenhang auch den Begriff des Expressionismus, den sie in der Schule zumindest mal gehört hat: Sie kann sich anhand der Bilder sehr gut vorstellen, wie Macke diese neuen Situationen erlebt hat.

Nachdem Juliane die Bilder der *Tunisreise* durchgesehen hat, denkt sie noch einmal über den Kontrast zum Bild mit der Viktoriabrücke nach. Die kalten und tristen Farben bringt sie nun auch in Verbindung mit der Rückkehr Mackes aus Tunesien. Wie sie herausgefunden hat, musste er nur wenige Wochen später als Soldat in den Ersten Weltkrieg ziehen. Macke fiel bereits zu Beginn des Krieges in der Champagne in Frankreich. Juliane ist berührt von dieser Vorstellung und überlegt, ob sie womöglich einen seiner letzten Blicke aus seiner Wohnung in Bonn in der Hand hält.



August Macke
Landschaft bei Hammamet
1914, Aquarell, 21,0 x 26,5 cm
LWL-Museum für Kunst und Kultur
Westfälisches Landesmuseum
Münster



August Macke
Eselreiter, 1914
August-Macke-Haus

Gemälde für Juliane

Am Abend klingelt das Telefon. Ein Herr namens Krause meldet sich bei Juliane: „Da hast du wohl die Kiste in der Abstellkammer gefunden, mh?“ Juliane bestätigt und er antwortet wieder: „Hast du schon gesehen, was drin ist?“ „Ja...“, kann sie nur antworten, bevor er entgegnet: „Und jetzt willst du wohl wissen, wie das Zeug dahin gekommen ist, mh?“ „Ja, das würde mich tatsächlich interessieren“, antwortet sie und verspürt dabei eine leichte Ungeduld. „Und zwar: Brunhilde hat noch bis vor zwei Monaten in deiner Wohnung gelebt. Also meine Großmutter. Ihr Vater Anton war ein Freund

von Macke und hat früher eine Wohnung weiter unten gelebt. Macke hat wohl viel Zeit mit ihm verbracht, solange er noch konnte. Meine Großmutter hat erzählt, dass Macke, bevor er in den Krieg eingezogen wurde, einen kleinen, aber ihm bedeutsamen Teil seiner Werke an Anton gegeben hat. Er sollte darauf aufpassen, bis Macke wieder zurück ist. Anton selbst war Invalid und konnte deshalb nicht mehr zum Kriegseinsatz geschickt werden.“ „Und weshalb steht die Kiste dann immer noch hier rum?“, fragt Juliane nach. „Also ich wollte die Werke immer an das Kunstmuseum Bonn abgeben, aber meine Großmutter hat darauf bestanden, dass sie die Kiste behält. Nun, jetzt wo sie verstorben ist, wollte ich mich eigentlich darum kümmern, dass es doch noch ans Museum geht. In dem ganzen Trubel ist die Kiste wohl beim Ausräumen in der letzten Ecke stehen geblieben.“ Darauf antwortet Juliane: „Das mit Ihrer Großmutter tut mir leid. Ich bin nur wirklich froh, dass ich einen Blick in die Kiste werfen konnte.“

Sie führt weiter aus, welche Erkenntnisse sie aus Mackes Leben ziehen konnte und entschuldigt sich, dass sie die Kiste einfach so geöffnet hat. Für Herrn Krause ist das kein Problem. Er bietet ihr an, dass sie die Kiste gemeinsam dem Museum übergeben. Juliane dürfe sich aber ein Werk aussuchen, das sie behalten möchte. Sie bedankt sich freudig und die beiden verbleiben damit, dass Herr Krause einen Termin mit dem Museum ver-



August Macke, Abschied
1914, Museum Ludwig

einbart. Nach dem Gespräch beginnt Juliane zu überlegen, welches Bild sie gerne behalten würde. Anstatt eine Auswahl zu treffen, nimmt sie sich jedoch *Viktoriabrücke mit Häusern im Regen* hervor und beginnt das Gemälde nachzumalen. Das Bild war für sie immer wieder Zentrum ihrer Überlegungen zu Mackes Werken – nicht zuletzt, weil es in etwa ihrem Blick aus dem Balkon entspricht. Dort sitzt sie nun, während es draußen regnet, und malt zum ersten Mal freiwillig ein eigenes Gemälde. Statt eines der Bilder aus der Kiste zu behalten, entscheidet sie sich, ihre selbstgemalte Variante einzurahmen und aufzuhängen. Sie denkt sich: „Wenn Mama und Papa mich besuchen kommen, werden sie sicher überrascht sein.“ Die Kiste samt vollständigem Inhalt übergibt sie eine Woche später mit Herrn Krause an das Museum. Sie freut sich schon, die Werke Mackes im Kunstmuseum Bonn und anderen Museen wiederzusehen.

Weiterführende Literatur

Conrad, M. (06.08.2018), *Die Tunisreise. Der Künstler August Macke in Nordafrika*, in: SWR2 (Hrsg.): SWR2 Wissen [Radio-Sendung], Onlinequelle, erreichbar unter: <https://www.swr.de/swr2/wissen/aexavarticle-swr-41602.html>, Abruf am 20.05.2020.

Kliemann, T. (22.05.2019), *Til Macke feiert 80. Geburtstag. Macke verschenkt Bild seines Großvaters*, in: General-Anzeiger Bonn (Hrsg.), Onlinequelle, erreichbar unter: https://www.general-anzeiger-bonn.de/news/kultur-und-medien/macke-verschenkt-bild-seines-grossvaters_aid-44070701, Abruf am 20.05.2020.

Museum August Macke Haus gGmbH (2020), *August Macke Haus*, Onlinequelle, erreichbar unter: <https://www.august-macke-haus.de/august-macke-haus/>, Abruf am 20.05.2020.

Reichold, F., Kölbel, R. (24.01.2018), *Zum 100. Todestag. August Macke: „Tunisreise“*, nach: Conrad, M., in: SWR2 (Hrsg.), Onlinequelle, erreichbar unter: <https://www.swr.de/swr2/wissen/august-macke-tunisreise/-/id=661224/did=14227462/nid=661224/yo9oy0/index.html>, Abruf am 20.05.2020.



August Robert Ludwig Macke wird am 3. Januar 1887 in Meschede geboren. Im Jahr 1900 zieht er mit seiner Familie nach Bonn. Hier lernt er noch zu Schulzeiten seine spätere Frau Elisabeth kennen, die zugleich sein wichtigstes Modell wird. Ab 1907 besucht Macke in Berlin die Malschule von Lovis Corinth. In den folgenden Jahren lernt er weitere Künstler kennen, darunter Franz Marc. Mit diesem verbindet ihn eine Freundschaft und Macke schließt sich der Künstlergruppe „Der Blaue Reiter“ an. Im April 1914 findet die Tunisreise mit Louis Moilliet und Paul Klee statt. Dort entstehen einige der wichtigsten seiner expressionistischen Werke. Wenige Wochen später wird er zum Militärdienst im Ersten Weltkrieg eingezogen. Macke fällt am 26. September 1914 im Alter von 27 Jahren bei Perthes-lès-Hurlus in der Champagne.



Auguste Renoir, Vue de Cagnes, um 1905
Öl auf Leinwand, 37 x 49,5 cm
Saarlandmuseum – Moderne Galerie Saarbrücken
Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Blick auf mein Leben

Pierre-Auguste Renoir ist einer der bedeutendsten französischen Maler und Mitbegründer des Impressionismus. Aufgrund seiner farbenfrohen und lebensbejahenden Werke erarbeitete er sich den inoffiziellen Titel „Maler des Glücks“. Dabei hat gerade dieser Mensch auch viele Schicksalsschläge erlitten und konnte auf ein bewegtes Leben zurückschauen. Im Jahre 1905 erzählt Renoir nun seinen drei Kindern Auszüge aus seinem bewegten Leben in einer fiktiven Geschichte.

„Soll ich schwarze Farbe auftragen?“

„Mein lieber Junge, bei den Renoirs gibt es keine Schwarzmalerei. Ein Bild muss etwas Angenehmes und Freundliches sein. Es gibt genug ärgerliche Dinge im Leben, also muss ich nicht noch weitere davon schaffen.“

Jean legte die schwarze Farbe weg, die er seinem Vater gerade noch auf die Palette auftragen wollte.

„Ja, noch ein bisschen Zinnoberrot – Danke.“

Jean setzte sich wieder auf die Wiese zu seinen beiden Brüdern. Es war mal wieder ein warmer Nachmittag, an dem sie ihrem Vater bei der Arbeit halfen. In letzter Zeit brauchte ihr alter Herr einige Hilfe beim Malen. Seine Hände schmerzten ihm unter der Last seiner rheumatischen Erkrankung. Dennoch wollte er nichts anderes als malen. Wenn man ihn darauf ansprach, warum er denn das Malen nicht sein ließe, um sich die Schmerzen zu ersparen, antwortete er stets: „Schönheit bleibt, der Schmerz geht vorüber.“

Sie saßen unter einem Baum, um sich vor der heißen Nachmittagssonne zu schützen. Vor ihnen erstreckte sich ein weites Feld, dessen saftiges Grün aufgrund der Hitze bereits an manchen Stellen einem grünbraunen Teppich gewichen war. In

weiter Ferne sahen sie am Horizont die Berge des Landesinneren aufragen. Am Ende des Feldes konnten sie die ersten Häuser des Dörfchens Cagnes erblicken. Das Dorf lag ruhig und friedlich vor ihnen, als hielte es einen Mittagsschlaf. Hier waren sie nun also. Dies war ihre neue Heimat für die nächsten Monate. Im Sommer würden sie wieder nach Paris zurückkehren. Jean konnte das kaum abwarten, waren doch seine ganzen Freunde in Paris. Aber bis er wieder dorthin zurückkehren würde, musste er sich seine Zeit hier vertreiben. Seinem Vater beim Malen zuzusehen und ihm gelegentlich zu assistieren war jedoch nicht seine Lieblingsbeschäftigung. Sein Vater war gerade damit beschäftigt, die letzten Feinheiten, die Lichtreflexe, auf seinem Bild einzufangen. Konzentriert saß er auf einem Stuhl und spähte an seiner Staffelei vorbei. Dann setzte er wieder ein paar Pinselstriche und blickte abermals auf. Immer wieder – Striche – absetzen – aufschauen – Striche. Das einzige Geräusch, das sie vernahmen, war das Zirpen der Grillen im Gras. Ansonsten herrschte Stille.

„Wie lange werden wir hierbleiben? Wann fahren wir wieder zurück nach Paris?“ fragte Jean in die Stille hinein. „Wann genau, meine ich.“ Fügte



Auguste Renoir, Frédéric Bazille,
1867, Öl auf Leinwand
Musée d'Orsay

er schnell hinzu. Dass er sich noch bis zum Frühjahr gedulden musste, wusste er bereits.

„Wenn du nach einem genauen Datum fragst Junge, dann muss ich dich leider enttäuschen. Wenn der Zeitpunkt da ist, erfährst du es. Aber ansonsten weißt du, dass man im Leben nicht immer alles genau planen kann. Stattdessen sollte man sich lieber...“

„...wie ein Korken durchs Leben treiben lassen. Ja Papa, wir kennen deine Korken-Theorie!“ antwortete Pierre. Jeans älterer Bruder hatte die Weisheiten und Geschichten seines Vaters schon einige Male gehört und war nicht besonders an einer weiteren Erzählstunde interessiert. Außerdem, so vermutete Jean, gab es da ein Mädchen im Dorf, das sein Bruder sehr mochte. Er verstand nichts von Mädchen, aber Pierre schien ganz erpicht darauf, so schnell wie möglich von hier zu verschwinden. Warum auch immer.

„Gut! Aber habt ihr sie auch wirklich verstanden, frage ich mich? Mein ganzes Leben habe ich es vermieden, Entscheidungen zu treffen. Stattdessen habe ich mich einfach wie ein Korken durch das Leben treiben lassen. Ich möchte mir gar nicht ausmalen, wie mein Leben sonst verlaufen wäre. Was ich vielleicht alles verpasst hätte!“

„Aber du hast dich doch dazu entschieden Maler zu werden!“ konterte Jean. Er genoss es, ein wenig Zeit mit seinem Vater zu verbringen und dachte sich, dass eine Geschichtsstunde die Zeit erheblich verkürzen könne.

„Falsch! Eure Großeltern hatten sich entschie-

den. Dafür, dass ich Porzellanmaler werden sollte. Ich hätte mir damals auch eine Karriere als Tenor-Sänger vorstellen können. Dass ich schlussendlich Maler wurde – und das auch mit Erfolg – hatte ich wohl dem Schicksal zu verdanken.“

Renoir machte eine kurze Pause und schaute von seiner Leinwand auf. Eigentlich war das Gemälde so gut wie fertig. Gerade lief eine Mutter mit ihrem Kind über das Feld in Richtung des Dorfes. Kurzerhand hatte er sich dafür entschieden, das Gemälde um die beiden zu erweitern.

„Ich war gerade ein paar Jahre älter als du es jetzt bist Jean, da trat ich auf Wunsch deiner Großeltern meine Lehre als Porzellanmaler an. Diese Arbeit lag mir gut, selbstverständlich, ich hatte einfach diese Begabung. Das Malen bereitete mir große Freude und so ging ich in meiner Freizeit in den Louvre, um von den großen Malern zu lernen. Das Bemalen von Porzellan jedoch ist eine abstumpfende Tätigkeit. Diese ständige Wiederholung, immergleicher Motive... Wie glücklich wäre ich heute wohl, wenn ich mein Leben lang nur Teller bemalt hätte? Dennoch hätte ich es wahrscheinlich nie gewagt, meinen Beruf aufzugeben, um mich allein der Malerei zu widmen. Diese Entscheidung wurde mir zum Glück abgenommen. Es kam die Zeit in der man begann, Porzellan maschinell billig zu reproduzieren, statt von Hand zu bemalen. Mein Beruf wurde plötzlich überflüssig. Ich tat es also wie der Korken und ließ mich weitertreiben. Das Aus der Porzellanmanufaktur, für die ich arbeitete, schien mir wie ein Zeichen und ich wollte nun meiner künstlerischen Begabung nachgehen. Durch die Porzellanmalerei hatte ich mir ein wenig Geld angespart und ich begann mit einer akademischen Ausbildung im Atelier von Charles Gleyre.“

„Wo du dann berühmt wurdest, Papa?“ Der kleine Claude, den alle liebevoll Coco nannten, war erst vier Jahr alt.

„Oh nein! Das kannst du noch nicht verstehen, Coco. Aber immer, wenn man etwas Revolutionäres schafft, erkennen es die Menschen erst einmal nicht an. Allerdings, muss ich gestehen, würde ich mich nicht als Revolutionär bezeichnen, das waren die anderen. Ich hatte nur die Ehre, dabei zu sein. Monet, Sisley, Pissaro, Bazille... Sie waren die wahren Revolutionäre.“ Er starrte gedankenverloren vor sich hin.

Jean war beeindruckt von den berühmten Freunden seines Vaters. „Erzähl uns bitte von deinen Freunden!“ warf er ein. „Ich würde gerne erfahren, was für Menschen sie waren.“

„Nun gut, ich traf auf diese feinen Herrschaften im Atelier Gleyres. Bazille war meine erste Bekanntschaft dort. Wir verstanden uns auf Anhieb prächtig. Ein eleganter junger Mann war er! Er kam aus einer wohlhabenden Familie. Bazille hat mir aus so mancher Patsche geholfen. Wir gingen einmal auf dem Heimweg vom Atelier zusammen, da hörte ich ein Baby in einem Kinderwagen schreien. Die Mutter stand etwas abseits und ließ sich Avancen von einem Herrn machen. Sie be-

achtete das schreiende Kind nicht. Aus Angst, das Kind könne ersticken, ging ich hin und wollte nach ihm sehen. Als ich mich dann über das Wägelchen beugte, begann die Mutter zu schreien, ein Kinderdieb! Darauf kam ein Parkwächter angelaufen. Ich sah auch etwas grob aus in meinem Malerkittel. Natürlich nicht mit der Erhabenheit Bazilles zu vergleichen! Von oben herab erklärte er dem Wächter das Missverständnis und zeigte seine Visitenkarte. Seine wohlhabende Erscheinung blendete den Wächter und wir durften weitergehen.“ Renoir lachte. „Spätestens ab diesem Zeitpunkt waren wir unzertrennlich. Wir träumten davon, eine Gruppe zu gründen, um zu Malen. Nach unseren Vorstellungen! Eines Tages brachte Bazille dann einen jungen Maler mit ins Atelier. Es war Sisley. Er war ebenso begeistert davon die Langweiler in Brand zu stecken, wie er immer so schön sagte. Ach Sisley...“ Renoir seufzte. „Ebenso ein besonderer Mann und ein toller Maler. Neben der Malerei hatten es ihm jedoch auch besonders die Frauen angetan. Er konnte keinem Rock widerstehen. Ging man mit ihm über die Straße und schaute einen Moment weg, so war er auf und davon, einer Frau schöne Augen machen. Schließlich stießen dann noch Monet und Pissaro zu unserem Grüppchen hinzu. Auch Monet war Schüler im Atelier Gleyre. Monet ist einer dieser Menschen, die einfach alles erreichen, was sie sich vornehmen. Er hatte kein Geld, aber dieses elegante und selbstsichere Auftreten, mit dem er jeden verblüffte.“

„Ja ja, wir kennen doch deinen Freund Monet!“ Pierre begann langsam ungeduldig zu werden.

„Ja, aber da gibt es eine sehr lustige Geschichte über ihn, die kennt ihr sicher noch nicht!“ endete Renoir mit einem Lächeln. „Dann erzähl sie uns bitte!“ rief Jean begeistert zum Entsetzen seines Bruders.

„Na gut. Um nochmal zu betonen: wenn Claude etwas wollte, dann bekam er es auch! Er hatte einmal die Idee, den Bahnhof Saint-Lazare in Paris zu malen. Er wollte die Rauchwolken der Lokomotiven einfangen. Mit diesem Vorhaben ging er also in seinen schönsten Gewändern zum Bahnhof und überreichte dem Direktor der Eisenbahnlinie seine Visitenkarte und stellte sich als der Maler Claude Monet vor. Ihr müsst wissen, zu dem damaligen Zeitpunkt hätte das einen Kunstkennner wohl kaum beeindruckt. Der Bahnhofsdirektor war aber eben alles andere als ein Kunstkennner. Er muss wohl durch Monets elegantes Auftreten gedacht haben, dass es sich bei ihm um eine besondere Persönlichkeit handle. Zudem wollte er sich wohl nicht die Blöße geben und zugeben, dass er von Kunst nichts verstand. So kam es dann, dass Monet sich tagelang im Bahnhof verschanzte, man für ihn Züge anhielt, sogar ganze Bahnsteige sperrte und die Lokomotiven mit Kohle vollstopfte, damit sie besonders viel Rauch produzierten.“ Renoir lachte herzlich. Jean und seine Brüder hatten ihn schon lange nicht mehr so ausgelassen erlebt wie in diesem Moment als er in alten Erinnerungen seiner

Jugend schwelgte.

„Nun, wo war ich eigentlich stehengeblieben? Ach ja! Da war unsere Gruppe geboren. Die Intransigenten nannten wir uns. Monet, mit seiner selbstsicheren Art, erklärten wir zu unserem Anführer. Wir scharten noch weitere Künstler um uns, aber wir waren der harte Kern, der Ursprung. Besonders Monet und Pissaro waren es, die die neue Art des Malens vorantrieben. Sie verabschiedeten sich von der alten Schule und gingen in die Natur, um dort zu malen und um von ihr zu lernen. Ich folgte ihnen. Die Freundschaft, die Lebensfreude, der Spaß am Malen, das alles riss mich in seinen Bann. Ich war wie der Korken und ließ mich von dieser Strömung mitreißen. Aber auch wenn ich ein Teil von ihnen war, würde ich mich nicht als Revolutionär sehen. Dazu liebe ich zu sehr die Tradition, ohne mich als Traditionalisten bezeichnen zu wollen. Nun denn. Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, als mir das Geld ausging, zog ich zu Monet. Es folgten Monate ohne Aufträge. Das wenige Geld, das wir hatten, gaben wir für die Miete der Atelierräume und unsere Modelle aus. Ich erinnere mich noch gut, dass einer der wenigen Auftraggeber einen Lebensmittelhandel führte. Anstatt mit Geld bezahlte er unsere Arbeit mit Bohnen. Von solch einem Sack Bohnen konnten wir dann einen Monat leben.“

Jean war schockiert. „Du hast dich jeden Tag von Bohnen ernährt? Einen ganzen Monat? Du musst sehr unglücklich gewesen sein in dieser Zeit...“

„Nein! Keineswegs!“ fiel Renoir seinem Sohn ins Wort. „Ich war noch nie so glücklich wie in dieser Zeit.“

Renoir blickte auf sein Bild. Er entschied sich, noch ein paar Lichtreflexe auf den Kleidern der Frauen hinzuzufügen.

„Aber ja, ganz ohne Geld geht es leider auch nicht und so mussten wir uns bemühen, Bilder zu verkaufen. Der Salon erkannte unsere Gemälde nicht an, also mussten wir unsere eigenen Wege gehen. Wir hatten einen guten Freund, Durand-Ruel. Ich glaube, er war der einzige Außenstehende, der sich ernsthaft für unsere Kunst interessierte. Er organisierte mehrere sehr erfolglose Ausstellungen für uns. Aber wie Monet eben ist, gab er nie auf. Er motivierte uns immer weiter zu machen und so organisierten wir unsere erste eigene Ausstellung.“

„Und die war ein voller Erfolg und die Geschichte ist zu Ende?“ wagte Pierre einen weiteren Versuch.

„Ja und nein. Ja, die Geschichte ist bald zu Ende. Und nein, die Ausstellung war alles andere als ein Erfolg. Sie war eine Katastrophe. Wir mussten einen ziemlichen Spott der Presse ertragen. Man könne die Ausstellung nur besuchen, um sich totzulachen hieß es. Aber naja. Wo ich eigentlich hinkommen wollte ist: das Einzige was wir dieser Ausstellung zu ‚verdanken‘ hatten, war unser neuer Titel ‚Die Impressionisten‘. Monet hatte eines seiner Werke Impression genannt, ohne sich da-

bei viel zu denken. Daraufhin verspottete man uns als Impressionisten. Wie ich dieses Wort hasse...”

„Dann malst du heute anders als damals, weil du den Impressionismus hasst?“ Das schien Pierre sogar ausnahmsweise zu interessieren.

„Nein, ich hasse das Wort, nicht die Malerei. Das ist ein feiner, aber wichtiger Unterschied, mein Junge. Aber wie ich euch bereits gesagt habe, liebe ich auch die Tradition, die alten Meister. Ich bin eben nicht einer der echten Revolutionäre. Nach



Auguste Renoir, Richard Wagner
1882, Öl auf Leinwand
Musée d'Orsay

einer langen Schaffenskrise wusste ich, dass ich lieber wieder von den alten Meistern lernen würde. Und ich kann euch sagen, man kann nur dort von Werken lernen, wo sie auch gemalt wurden! Von da an begann ich zu reisen. Besonders gerne nach Italien. Ich hasste den Impressionismus nicht, aber es war für den Korken an der Zeit weiterzutreiben.“ Für kurze Zeit herrschte Stille. Der kleine Coco spielte im Gras, seine Aufmerksamkeitsspanne war recht kurz. Pierres Ungeduld nahm mit jeder Minute zu. Jean allerdings hatten die Erzählungen gepackt. Andächtig schwieg er eine Weile und fragte sich, was sein Vater in Italien erlebt haben könnte. Dann fiel es ihm ein: „Hast du nicht Richard Wagner in Italien getroffen?“

„Aber ja!“ Renoir war begeistert, dass sein Sohn Interesse an seinen Erzählungen zeigte. „Ich kann euch sagen, dazu wäre es beinahe gar nicht gekommen! Ich war gerade in Neapel, da erfuhr ich, dass Wagner sich in Palermo aufhielt...“

„... und du konntest nicht abwarten, deinen Helden zu malen und so ist das Porträt von Wagner entstanden“, startete Pierre einen weiteren halbherzigen Versuch die Erzählung abzukürzen.

„Nein, nicht ganz. Natürlich gefiel mir der Gedanke, den großen Meister zu porträtieren, aber ausschlaggebend für meine Bemühungen waren

maßgeblich das Drängen einiger Freunde und natürlich euer Onkel Edmond! Er hielt Kontakt zu einem Anhänger Wagners – einem Herrn Brayé – und konnte ihn davon überzeugen, mir einen Empfehlungsbrief zu schreiben. Da machte ich mich sofort auf den Weg und nahm ein Schiff nach Palermo. Und auf der Überfahrt fiel mir dann plötzlich auf, dass ich den Brief gar nicht bei mir hatte. Ich habe mich schon schwer geärgert und überlegt am selben Abend nochmal zurückzufahren, aber entschied mich, dann doch nicht so leicht aufzugeben.“

„Was hast du dann unternommen?“ fragte Jean. Pierre schüttelte heftig den Kopf und gestikulierte wild mit den Händen. Sein Bruder solle doch bitte endlich aufhören Nachfragen zu stellen.

„Nun, dann habe ich zunächst versucht, selbst einen Brief zu schreiben. Ah nein, Moment! Da hätte ich beinahe vergessen zu erzählen, wie ich überhaupt herausgefunden habe, wo sich Herr Wagner aufhielt.“ Pierre seufzte. „Ich ging zunächst einmal zur Post, in der Annahme dort könne man mir weiterhelfen. Da hatte ich jedoch falsch gedacht. Zum einen verstand dort niemand ein Wort Französisch und zum anderen kannte dort niemand Wagner! Unglaublich... In meinem Hotel stieß ich dann allerdings auf ein paar Deutsche, die mir sagen konnten, in welchem Hotel der Maestro wohnte. Nun. Wo war ich eigentlich stehen geblieben? Ja genau, bei dem Brief. Da ich es also vollbracht hatte, den Brief in Neapel zu vergessen, schrieb ich einfach einen eigenen Brief, mit der Bitte zum Meister vorgelassen zu werden. Der Diener Wagners, dem ich diesen Brief am nächsten Tag im Hotel gab, zeigte sich wenig beeindruckt und schickte mich fort. Es schien mir hoffnungslos. Die ganzen Bemühungen wären beinahe umsonst gewesen. Da erhielt ich Post aus Neapel, den verloren geglaubten Brief. Nun, um es abzukürzen, mit diesem wurde ich dann zum Meister vorgelassen.“

„Endlich“ erwiderte Pierre. Aber Jean blickte erstaunt. „Das wars? Jetzt kommt aber doch der interessante Teil der Geschichte! Wie war Wagner?“

„Stimmt genau! Ich war ja auch noch gar nicht am Ende. Nun, als ich mit dem Empfehlungsbrief von Herrn Brayé ein zweites Mal in Wagners Hotel ging, gab ich diesen demselben Diener wie schon am Vortag meinen eigenen Brief. Dieses Mal kam er jedoch mit einem Russen Namens Scherkowsko? Scherkowski? Nein Schukowski! Genau, das war sein Name. Also er kam mit einem Herrn Schukowski zu mir. Ein Anhänger Wagners. Von ihm erfuhr ich, dass Wagner an den letzten Noten des Parsifals säße und deshalb keine Zeit habe. Das hat mich sehr enttäuscht. Schon wieder schien es mir, als wäre meine Reise umsonst gewesen. Er bot mir jedoch ein Treffen für den nächsten Tag an, wenn der Meister sich erholt habe. So geschah es dann auch. Ich hatte also die große Ehre, das Genie persönlich zu treffen. Und das nur einen Tag nachdem dieser den Parsifal beendet hatte. Ich war sichtlich aufgeregt, aber er war sehr nett und

ausgelassen. Ich glaube, was dann folgte, war die unsinnigste Unterhaltung, die ich je geführt habe. Halb auf Französisch, halb auf Deutsch versuchten wir uns zu verständigen. Gegen Ende des Gesprächs kam Frau Wagner hinzu. Da ist mir dann noch ein richtiger Fauxpas unterlaufen. Frau Wagner fragte mich, ob ich denn Herr Bayer gut kenne. Daraufhin sagte ich ihr, dass ich einen Herrn Bayer nicht kenne und ihm noch nie begegnet sei. Sie schien sehr schockiert und wollte wissen, wie ich dann an diesen Brief gelangt sei.“ Renoir lachte. „Da erst merkte ich, dass sie Herrn Brayé meinte. Die Deutschen haben eine furchtbare Aussprache, kann ich euch sagen. Ich habe ihn dann übertrieben nachgeäfft, um ihr zu signalisieren, dass ich ihn auch wirklich kenne. Das war eine der schlimmsten Unterhaltungen meines Lebens. Peinlich berührt und hochrot ging ich nach diesem Gespräch davon. Herr Wagner hatte sich jedoch köstlich amüsiert und gab meiner Bitte nach, ihn porträtieren zu dürfen. Ich hatte 35 Minuten, um ein Portrait von ihm zu malen.“

„Moment einmal! Das Wagner Portrait, das über dem Kamin im Salon hängt? Wann hast du jemals ein Gemälde in nur 35 Minuten gemalt? Ich meine, selbst an dieser Landschaft hier malst du bereits seit Tagen.“ Nun wurde selbst Pierre hellhörig.

„Nein, nein. In dieser Sitzung habe ich nur eine Skizze angefertigt. Das Ölgemälde habe ich dann nach dieser Begegnung aufgrund der Skizze angefertigt. Aber dennoch. Selbst für eine solche Skizze sind 35 Minuten keine lange Zeit! Trotzdem glaube ich mittlerweile, dass ich früher hätte abbrechen sollen. Nach einer Weile wurde Wagner immer angespannter und diesen Ausdruck habe ich wohl auch zu Papier gebracht...“

„Also bist du unzufrieden mit deiner Arbeit?“ unterbrach Jean.

„Nein, keineswegs! Ich bin zufrieden mit dem Ergebnis. Nur bin ich nicht sicher, ob Herr Wagner das auch war. Als die Zeit um war, wollte er das Gemälde sehen. Er sagte wörtlich zu mir Ah! Ich ähnele darauf einem protestantischen Priester.“ Renoir lachte herzlich. „Damit hatte er in jedem Fall Recht.“

Ganz in seine Erzählung vertieft, hatte Renoir eine Weile schon nicht mehr weitergemalt. Eben bemerkte er, dass die Sonne langsam unterging und das Licht schlechter wurde. Er schaute ein letztes Mal prüfend auf seine Leinwand. Mit einem zufriedenen Lächeln legte er den Pinsel beiseite. Pierre sprang begeistert auf. „Bist du fertig geworden?“

„Ja, ich denke, das war es für heute.“

„Weißt du denn schon, wie du es nennen möchtest?“

„Nun, ich würde sagen Vue de Cagnes. Ich halte nichts von poetischen Namen. Ich benenne die Dinge gerne so, wie sie sind.“

Weiterführende Literatur:

Hans Graber (1943), *Auguste Renoir. Nach Eigenen und Fremden Zeugnissen*, Basel: Benno Schwabe

Jean Renoir (1991), *Mein Vater Auguste Renoir*, Zürich: Diogenes

Film: Gilles Bourdos (Regie) (2012), *Renoir*, Frankreich



Pierre-Auguste Renoir wird am 25. Februar 1841 in Limoges in eine Arbeiterfamilie hineingeboren. Im Alter von drei Jahren zieht er mit seiner Familie nach Paris. Dort beginnt er zehn Jahre später eine Ausbildung zum Porzellanmaler. Nachdem die Porzellanmanufaktur schließt, widmet sich Renoir seiner akademischen Kunstausbildung im Atelier Charles Gleyre. Hier trifft er unter anderem auf Claude Monet, Alfred Sisley und Frédéric Bazille, zu denen er eine lebenslange Freundschaft pflegt. Renoir und seine Freunde zählen heute zu den Begründern des Impressionismus. Nach einer Schaffenskrisis und mehreren Reisen nach Italien, wendet sich der Malstil des Künstlers jedoch und er orientiert sich fortan wieder an den alten Meistern. Zu dieser Zeit, Anfang der 1890er Jahre, zeigt Renoir erste Anzeichen einer rheumatoiden Arthritis. Da ihm das milde Mittelmeerklima besser bekommt, verbringt er ab 1903 die Wintermonate in Cagnes-Sur-Mer. 1907 kauft er dort ein Anwesen auf dem Land und zieht mit seiner Frau und seinen drei Söhnen dauerhaft nach Cagnes, wo er am 3. Dezember 1919 verstirbt.



Oskar Schlemmer, Blaue Frauengruppe, 1931
Öl und Tempera, 162,5 x 114 cm
Saarlandmuseum – Moderne Galerie Saarbrücken
Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Die Demaskierung der blauen Frauen

Ich begegnete in der Modernen Galerie in Saarbrücken Frauen, die ich nie wieder vergessen werde. In meiner Geschichte werde ich von ihrem Leben und ihren Erfahrungen erzählen und welche Umstände sie in das Gemälde „Blaue Frauengruppe“ brachten. Es sind die fiktiven Erzählungen von Fiona und Anne aus dem Jahre 1931 und Alexandra aus dem Jahre 2015. Sie alle haben etwas gemeinsam: Den Wunsch nach Geborgenheit.

Mein Besuch im Museum

Es ist ein verregneter Donnerstagvormittag und ich habe einen freien Tag. Daher beschließe ich, die Moderne Galerie zu besichtigen. Im Museum ist es ruhig. Ich stehe vor einem Gemälde namens „Blaue Frauengruppe“. Dieses Gemälde habe ich schon oft hier gesehen. Flüchtig betrachtet für ein paar Sekunden, vielleicht auch mehr. Aber heute ist es anders. Ich betrachte es genau. „Was machen diese Frauen da“, frage ich mich. Was nur? Plötzlich höre ich leise eine Frauenstimme zu mir reden. Sie ruft mich. Bin ich jetzt verrückt geworden? Erneut höre ich ein leises „Hallo du da“. Ich sehe ganz verschwommen zwischen den Frauen eine Frau herumlaufen. Ob diese Frau wohl wirklich mich meint?

Eine unglaubliche Begegnung

Zögerlich und auch etwas ängstlich trete ich näher an das Gemälde heran. Ein Sog zieht mich an, als wäre urplötzlich ein schwarzes Loch entstanden, welches mich in das Gemälde zieht. Hektisch schaue ich mich um. Meine Hände sehen verändert aus – starr und dünn. Ich blicke herab. Bekleidet bin ich wie die Frauen in dem Gemälde. Ein fließender Rock und ein blaues Oberteil. Meine Haare sind zu einem langen Zopf geflochten. Wie kann das sein? Wo bin ich? Ich schaue mich im Raum um. Dieser blaue Raum scheint unendlich zu sein und ähnelt einer imposanten Halle. Die Frauen, die ich wenige Sekunden zuvor im Museum betrachtet habe, schauen mich nun direkt an. Ihre auf mir ruhenden Blicke jagen mir Angst ein. Ich rufe laut in den Raum.

„Hallo, hört ihr mich?“

Mein Ruf schallt lange zurück.

„Pssst. Nicht so laut. Er könnte dich hören.“

„Er, wer ist er?“, frage ich mich. Ich fühle mich immer noch wie gelähmt, so dass ich nicht weiß, ob ich das laut gesagt habe.

„Wir sind hier schon seit Jahren“, flüstert eine der Frauen.

„Seit Jahren?“ frage ich entsetzt.

Nach einigen Minuten Stille erzählt mir eine der Frauen, sie sei schon seit 1931 in diesem Gemälde. Ich kann es kaum glauben. Sie äußert zudem, dass ein gewisser „Er“ sie erschaffen habe. Es kann sich wohl nur um Oskar Schlemmer, den Maler dieses Gemäldes, handeln. Hat er mich auch erschaffen?

Das ist ein Traum, oder?

Das muss doch ein Traum sein. Ich kann doch nicht für ewig hier gefangen sein. Ich glaube nicht, was sie mir erzählen. Sicherlich träume ich. Ich schließe fest meine Augen und zähle bis 10. Augen auf. Oh nein, ich bin immer noch in diesem Gemälde. Wieso kann ich mich nicht bewegen? Ich konzentriere mich und versuche einen Schritt nach vorne zu gehen. Nichts passiert. Rein gar nichts. Ich fühle mich wie ein Baum, lang und unbeweglich. Die Frauen und ich stehen wie Säulen in diesem Raum. Nachdem ich meine Angst verdrängt habe, wirken die Frauen auf mich majestätisch und monumental. Sie sind die Säulen dieser Halle – schlank und würdevoll. Das Einzige, was mich noch etwas einschüchtert, sind ihre starren Gesichter. Eine Emotion aus diesen Gesichtern abzulesen erscheint mir unmöglich.

Hinter mir muss eine Tür oder ein Fenster sein. Ich kann mich nicht drehen, aber das Licht fällt neben mir in den Raum bis ans weite hintere Ende des Ganges, in dem eine Frau mit dem Rücken zu mir steht. Dieser Lichteinfall beruhigt und beunruhigt mich zugleich, denn ich weiß nicht, wer oder was hinter mir sein könnte. Vielleicht ist hinter mir Oskar Schlemmer? Meine Angst wird nun von Neugierde überlagert und ich hoffe, dass die Frauen mir etwas von sich und ihm erzählen. Nachdem ich mich orientiert habe, betrachte ich die Frauen nun einzeln. Neben mir steht eine Frau mit gesenktem Kopf. Sie scheint traurig zu sein. Ich nehme meinen ganzen Mut zusammen und frage sie, wer sie ist.

Fiona

Nach einiger Zeit erzählt mir Fiona, so heißt diese Frau, ihre Geschichte. Diese möchte ich euch nicht vorenthalten.

Fiona ist oder eher war 30 Jahre alt, als sie in dieses Gemälde kam. Sie arbeitete an der Staatlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau als Sekretärin. Sie liebte es dort. Gerne hätte sie dort auch studiert, jedoch ergab sich nie eine Möglichkeit, dies in die Realität umzusetzen. Mir scheint es, als wäre sie traurig, weil sie ihre eigenen Träume nie realisieren konnte. Als Tochter von einfachen Bauern lernte sie schon früh, wie beschwerlich das Leben sein kann. Mit ihren sechs Geschwistern arbeitete sie jeden Tag auf dem Feld. Ohne Wasser und ohne Pausen schuftete sie hart. Sie wusste, dass ihre Familie ohne diese Arbeit nicht überleben konnte. Sie hatte aufgeschürfte Knie, die manchmal auch bluteten, als sie von den Feldern nach Hause liefen. Ihr Körper funktionierte nur noch, sie spürte keinen Schmerz mehr. Mit 20 Jahren hielt sie diese Strapazen nicht mehr aus.

Entweder jetzt oder nie war ihre Devise.

Sie packte heimlich ihr wenig Hab und Gut und



Oskar Schlemmer
Gestürzter mit Säule, 1929
© Staatsgalerie Stuttgart

ging los. Sie machte eine Ausbildung als Sekretärin und arbeitete daraufhin in Breslau. „Eine wunderbare Zeit war das 1931“, erzählte sie mir. Sie fühlte sich voller Leben. Für Oskar arbeitete sie damals auch. Fiona fand Oskar sehr interessant, da er immer das Leben in seine Kunst miteinbeziehen wollte.

Doch auch in Breslau ging es Fiona nicht immer gut. Der Tag, an dem sie in diesem Bild verschwand, zählte zu einem ihrer schlechteren Tage. Ein Mann hatte ihr in der Tram unter den Rock gefasst. Als sie sich zur Wehr setzte und um Hilfe rief, reagierte niemand. Sie fühlte sich hilflos und schmutzig. Es war nicht das erste Mal, dass Fiona so gedemütigt worden war, aber es war ganz gewiss das letzte Mal. Den ganzen Weg zur Arbeit weinte sie bitterlich. Im Atelier von Oskar angekommen, atmete sie tief durch und sah dieses Gemälde mit einer Frau darauf. Die blaue Farbe des Gemäldes ließ sie ihren Schmerz für ein paar Sekunden vergessen. In dem Moment, in dem sie näher an das Gemälde herantrat, war sie auch schon darin verschwunden.

Mir scheint, ihr Schmerz und das Gefühl der Hilflosigkeit lassen sie bis heute nicht los. Doch sie sagte mir am Ende unseres Gespräches, sie fühle sich nicht mehr alleine. Sie habe ihre Familie hier gefunden. Außerdem fühle sie sich endlich wohl in ihrer Haut, so wie sie jetzt ist. Auch wenn sie nicht mehr aussähe wie früher, sei sie sie selbst geblieben. Die anderen Frauen haben ihr geholfen, ihre schlechten Erfahrungen hinter sich zu lassen, um in dieser Gemeinschaft stark zu werden. Dieses positive und warme Gefühl verspüre ich nun ebenfalls in mir, denn ich weiß, dass die Frauen - so aufreibend ihr Leben auch war - nicht mehr in ihrer Vergangenheit gefangen sind.

Anne

Ich blicke in die Augen der Frau, die mir gegenübersteht. Sie trägt ein rotes Oberteil und einige Locken sind aus ihrer Hochsteckfrisur herausgefallen. Ich habe das Gefühl, das Vertrauen der anderen Frauen für mich gewonnen zu haben, nachdem ich mit Fiona geredet habe. Also entschlief ich mich dazu, mich auch nach ihrem Leben zu erkundigen.

Anne heißt sie und war knapp 50 Jahre alt, als sie Teil dieses Bildes wurde.

Sie war eine liebende Mutter und immer für ihre kleinen Mädchen da. Sie sagte zu mir, das Einzige was ihr hier bei den anderen Frauen fehlen würde, wären ihre Kinder. Doch auch ihre Geschichte hat nicht nur Höhen, sondern auch Tiefen. Damals, Anfang des 20. Jahrhunderts, erhielt eine Frau nur Anerkennung, wenn sie eine vorbildliche Familie vorweisen konnte. Ihr Mann war stets unterwegs und arbeitete viel. Dass ihr Liebster dann mal später nach Hause kam oder für ein Wochenende ver-

reiste, war Normalität. Sie stemmte den Haushalt und kümmerte sich um die gemeinsamen Kinder. Ihr Mann hatte kein einfaches Leben. Er kam körperlich nur leicht verwundet vom Ersten Weltkrieg nach Hause. Als junger Soldat kämpfte er an der Westfront, nahe Verdun. Er sah viel Leid und viele seiner Kameraden hatten ihr Leben für diesen sinnlosen Krieg geopfert. All das hatte bei ihrem Mann Spuren hinterlassen.

Eines Abends kam ihr Mann von einer langen Arbeitsreise nach Hause. Sie kochte für ihn und sorgte dafür, dass die Kinder schliefen und sie Zeit zu zweit hatten. Doch ihr Mann war abwesend, nicht interessiert, was Anne über die vergangenen Tage zu berichten hatte. Ihm ging es wieder einmal nicht gut. Annes Mann wurde in solchen Momenten sehr wütend und als Anne versehentlich ein Teller vom Tisch fiel, verlor er seine Kontrolle. Sein Faustschlag ließ den Tisch erschüttern. Gläser fielen um. Er stand auf, schrie Anne an und schlug ihr mit der flachen Hand ins Gesicht. Ihre Wange schmerzte tagelang. Sie wusste jedoch, dass ihr Mann für diese Wutanfälle nichts konnte. Der Krieg hatte ihm alles abverlangt und er konnte das Erlebte nicht verarbeiten. Anne versuchte erfolglos alles Erdenkliche, um ihren Mann aufzuheitern. Doch seine psychische Belastungsstörung führte immer wieder zu verbalen Ausfällen gegen Anne, die oft mit einem physischen Schlag endeten. Ihrem Mann tat dies zwar leid, doch er versuchte nichts, um dies zu ändern. Annes ganzes Leben drehte sich nur noch darum, ihrem Mann zu helfen. Dabei verlor sie jedoch sich selbst. Sie kümmerte sich nicht mehr um sich, geschweige denn um ihre Kinder.

Verloren

Anne fing an zu trinken, um ihre Schmerzen zu übertünchen. Ihre Kinder, ihre kleinen Mädchen, alles was ihr noch blieb, vergaß sie.

Aus Wochen und Monaten wurden Jahre. Sie war nicht mehr die Frau, die sie einmal war. Ihre Familie war zerstört. Sie beschloss daraufhin, nach Jahren des Leids, ihren Mann zu verlassen. Schweren Herzens verlor sie in diesem Moment auch ihre Kinder. Anne verfiel in schwere Depressionen. Sie sah nichts mehr Positives in ihrem Leben. Ihre Eltern, die Einzigen, die ihr noch beistanden, mieteten ihr eine Wohnung im dritten Stock eines Mehrfamilienhauses am Rande von Breslau. Den Verlust ihrer Kinder konnte sie nicht verkraften. Ihre Kinder besuchten sie gelegentlich. Jedoch wurden diese Besuche immer seltener. Sie sagten zwar, sie kämen bald noch einmal vorbei. Aber sie sah ihre Kinder nie wieder. Jeden Tag schaute Anne aus dem Fenster. Sie setzte sich auf die Fensterbank und zündete sich eine Zigarette an, zog aber nie daran. In der Hoffnung auf die baldige Rückkehr ihrer Kinder beobachtete sie das



Oskar Schlemmer
Treppenszene, 1932
Kunsthalle Hamburg

rege Treiben auf der Straße.

An einem regnerischen Tag beschloss Anne hinauszugehen. Einfach Luft schnappen und den Kopf frei bekommen. Als Anne gerade die Straßenseite wechselte, kam ein Mann aus dem gegenüberliegenden Haus heraus. Er trug ein Gemälde unter seinem Arm. Auf diesem waren zwei Frauen, umgeben von Blau. Dieses Gemälde ließ Anne nicht mehr los. Es war so beruhigend und zum ersten Mal seit langer Zeit vergaß sie ihre Sorgen. Sie versank in dem wunderschönen Blau des Gemäldes. Als sie an dem Mann vorbeilief, hörte sie leise Rufe. Auf einmal griff eine Hand nach ihr und zog sie in das Gemälde.

Das war Annes letzter Moment in der wirklichen Welt. Danach stand sie schon in dieser blauen Halle, genau wie ich jetzt. Sie fühlte sich nicht mehr alleine. Die Frauen gaben ihr die Liebe, die sie schon lange nicht mehr gefühlt hatte.

Auch jetzt spüre ich wieder diese Wärme in mir. Annes Durchhaltevermögen und ihre Stärke imponieren mir sehr. Es wirkt für mich, als würden die Frauen meine Gefühle so positiv beeinflussen, dass auch ich meine Sorgen vergessen kann.

Alexandra

Die nächste Frau, die mit mir reden möchte, ist Alexandra. Sie ist die Frau schräg gegenüber von mir. Sie überkreuzt leicht ihre Arme. Ihre Haare sind zu

einem strengen Pferdeschwanz zur Seite frisiert. Alex, wie sie von ihren Freunden genannt wurde, war eine sehr selbstbewusste Frau. Sie lebte in Saarbrücken. Freizeit und Familie standen bei ihr immer hinten an. Sie wollte Karriere machen. Sie arbeitete in einem größeren Unternehmen, in dem nur die Leistung zählte. Alex war sehr ehrgeizig und wusste genau, dass sie die Beste im Unternehmen war. Wenn nicht sie die Beförderung erhalten würde, dann niemand. Alex war sich sicher, dass bei der nächsten Vorstandssitzung ihr Name fallen würde. Doch alles kam anders. Bei der Versammlung hörte sie ihren Namen nicht. Die Beförderung erhielt ein Kollege, der weniger leistete als sie. Als eine der wenigen Frauen in diesem männerdominierten Unternehmen musste sich Alex nun anhören, wie jeder einzelne sich für diesen Mann freute. Ihre Augen wurden immer feuchter. Nicht weinen, dachte sie, nur nicht weinen. Alex flüchtete sich in die Toilettenräume des Büros. Sie verschloss die Tür hinter sich und setzte sich auf die Toilette. Die Tränen kullerten ihr das Gesicht herunter. Diese Demütigung konnte sie doch nicht auf sich sitzen lassen. Vor den Toilettenräumen hörte sie zwei Kollegen über sie sprechen. Die Männer waren erfreut, dass Alex nicht befördert wurde. Von ihr, einer Frau, hätten sie sich nichts sagen lassen.

Dieser Moment tat Alex weh, doch sie musste weitermachen. Sie wischte sich die Tränen vom Gesicht, atmete tief durch und riss die Tür der Toilette auf. Die Männer verstummten. Alex hielt sich zurück, etwas zu den Männern zu sagen und ging mit erhobenem Haupt an ihnen vorbei. Von solchen Kollegen ließe sie sich nicht ihre Karriere zerstören.

Alex beschloss, die Stelle zu wechseln. Warum sollte sie auch in einem solchen Unternehmen weiterarbeiten? Sie fand einen fantastischen Job und leitete eine komplette Abteilung. Sie hatte beruflich alles erreicht, jedoch fühlte sie sich immer noch leer. Sie hatte keine Familie, um ihre Erfolge feiern zu können. In ihrer Mittagspause war sie oft allein. Während dieser schaute sie sich gerne die Gemälde in der Modernen Galerie an. Dort konnte sie all ihre Probleme für einen Moment vergessen. Dabei betrachtete sie, genau wie ich heute, das Gemälde mit den blauen Frauen. Diese monumentalen Frauen wirkten auf sie wie die Familie, die sie nie hatte. Alex ging ganz nah an das Gemälde heran. Eine Hand griff nach ihrer und zog sie in das Bild. Auch Alex spürte dieses warme Gefühl in sich, als sie in das Bild ging. Genau diese Empfindung spüre auch ich in diesem Moment. Alex hat ihre Familie gefunden, die mit ihr lacht und sich für sie freut. Es ist unbeschreiblich, wie diese Frauen sich umeinander sorgen und sich stärken.

Alpha

Die letzte Geschichte, die ich euch erzählen werde, ist die von Alpha. So wird sie von den anderen Frauen genannt.

Eines Tages erschien sie auf dem Gemälde, gemalt von Oskar Schlemmer, der für sie wie ein Vater war. Sie war die erste und einzige Frau, die Oskar auf das Bild malte. Alpha fühlte sich anfangs ganz wohl in ihrem Zuhause. Sie kannte schließlich nichts anderes. Das Leben, das sich außerhalb ihrer vier Wände abspielte, war ihr nicht vertraut. Sie kannte keine Gefühle. Sie hatte niemals etwas Schlimmes oder Schönes erlebt. Sie konnte nur in der Halle herumlaufen und sich jede kleine Einzelheit im Raum anschauen. Die Ecken, die Decke, den Boden und das schöne Blau. Es war die einzige Farbe, die sie weit und breit sehen konnte. Draußen in der wirklichen Welt war immer viel los: Oskar, der in seinem Atelier hin und her lief und einige andere Menschen, die sie ab und zu betrachteten. Nach einiger Zeit hatte Alpha einiges gesehen. Doch was die Menschen dort draußen fühlten, blieb ihr immer verwehrt. Die Langeweile plagte sie in ihrer blauen Halle. Alpha versuchte immer wieder, auf sich aufmerksam zu machen, aber Oskar hörte sie einfach nicht. Wieso ließ er sie so alleine? Alpha konnte das nicht verstehen. Sie wünschte sich, ihre Welt teilen zu können. Sie tanzte in ihrer Halle herum. Sie drehte sich tausende Male um sich herum. Sie versuchte, Oskars Mimik zu imitieren, doch in ihrem Gesicht tat sich nichts. Nie konnte sie ihre Mundwinkel nach oben ziehen und breit lachen. Sie konnte Oskar nie zeigen, dass sie da ist. Oskar arbeitete währenddessen an Figuren im Raum und Flächen, die sich verbinden.

Nie wieder allein

Eines Tages kam eine Frau in das Atelier. Sie schien so traurig und auch so einsam zu sein wie Alpha. Die Frau betrachtete das Gemälde und sah plötzlich beruhigt aus. Sie streckte ihre Hand in Richtung des Gemäldes. Alpha kam mit ihrer Hand auch immer näher, bis sie sich berührten. Alpha spürte ein erfüllendes Gefühl in sich, griff die Hand der Frau und zog sie in das Bild hinein. Dies war der Moment, als Fiona in dem Bild verschwand. Alpha, die ihr bisheriges Leben immer allein verbringen musste, war endlich nicht mehr einsam. Sie war voller Freude und Glück. Es war einer ihrer schönsten Tage in diesem Gemälde, weil sie endlich jemanden an ihrer Seite hatte. Fiona, die davor so traurig war, redete mit Alpha. Sie redeten wochenlang. Das Zeitgefühl hatten beide schon längst verloren. Fiona gab Alpha das, was sie zuvor nie fühlen konnte: Liebe, Freude, Trauer und Schmerz. Alpha spürte in ihrem Inneren ein wohli-

ges Gefühl. Sie nahm zum ersten Mal Emotionen wahr. Fiona und Alpha beschlossen unter allen Umständen füreinander da zu sein und sich zu unterstützen. Viele Monate waren die Beiden glücklich in ihrer Zweisamkeit. Eines Tages nahm Oskar sie mit nach Hause, in eine Wohnung im dritten Stock. Die Wohnung war hell und freundlich. Oskar stellte das Gemälde gegenüber von einem Fenster auf, durch das die zwei auf die Straße und in die Wohnung gegenüber blicken konnten. Da saß jeden Tag von morgens bis abends eine Frau auf der Fensterbank. Sie zündete sich eine Zigarette an, zog jedoch nie daran. Sie starrte immer hinaus auf die Straße. Fast wirkte es, als ob sie auf Alpha und Fiona blickte. Ob sie sie sehen konnte? Fiona und Alpha beobachteten sie Tag für Tag. Die Traurigkeit war ihr ins Gesicht geschrieben. Sie konnten diese Frau nicht dort alleinlassen. Also fingen sie an, die Frau zu rufen. Doch sie hörte sie nie.

An einem regnerischen Tag nahm Oskar das Gemälde mit. Fiona und Alpha waren entsetzt darüber, da sie doch der Frau von gegenüber so gerne helfen wollten und nicht konnten. Auf der Straße angekommen, lief Oskar an einer Frau vorbei. Es war jene Frau aus der gegenüberliegenden Wohnung. In dem Moment, als die Frau an dem Gemälde vorbeilief, streckte Alpha ihre Hand aus und zog sie in das Gemälde. Es war niemand anderes als Anne. Die drei Frauen wurden zu einer Familie und immer, wenn sie eine traurige Frau beobachteten, beschloss Alpha diese aufzunehmen. Sie ordneten sich im Raum an und nahmen die jetzige Formation an. Die letzte Frau, die vor mir in dem Gemälde verschwand, war Alexandra. Sie, die starke Frau, die den anderen Frauen Mut machte, sie motivierte und ihnen so viel Selbstbewusstsein gab, wie keine andere zuvor.

Alex und die anderen Frauen sind zu einer Familie geworden. Durch die Hindernisse in ihrem Leben sind sie über sich hinausgewachsen. Obwohl ihre Gesichter maskiert sind, haben alle Frauen einen Beitrag für die Gemeinschaft geleistet. Sei es sich geöffnet zu haben, den Schmerz zu zeigen oder einfach Aspekte des eigenen Lebens zu teilen. Nachdem ich mich anfangs im Gemälde gefangen gefühlt hatte und die Gesichter der Frauen mir Angst eingeflößt hatten, fühlt sich dieser Ort nun nicht mehr bedrohlich an. Dieser Raum, gefüllt mit starken und wundervollen Frauen, gibt mir Selbstvertrauen und ich fühle mich wohl. Ich fühle mich stark und groß, wie eine Säule, die das Dach der Halle trägt. Die Frauen und ich tragen dieses Dach für die Gruppe und füllen den Raum mit positiver Energie. Festgehalten für die Ewigkeit in diesem blauen Gemälde.

Ich hoffe, wir sehen uns wieder

Und so stehen die Frauen in ihrer monumentalen Formation, immer gespannt, wer sie als nächstes betrachten wird. Das ist alles, was ich euch von diesen geheimnisvollen Frauen erzählen kann, die sich mir geöffnet haben. Dabei handelt es sich nur um einen Ausschnitt vieler Geschichten. Diese Frauen haben ihre schlechten Erfahrungen in der wirklichen Welt hinter sich gelassen, um hier in dieser blauen Halle die Gemeinschaft zu genießen und in Freude zu leben. Auch ich habe mich entschieden, eine Zeit lang in ihrer Welt zu verbringen und mich von dieser Energie tragen zu lassen. Kommt doch mal vorbei und besucht die Frauen und mich. Lauscht ihren Geschichten, denn es gibt immer Neues zu erleben.

Die Frauen in der Geschichte sind frei erfunden.



Oskar Schlemmer wird am 4. September 1888 in Stuttgart geboren. Er arbeitet als Maler, Bildhauer und Bühnenbildner. Schlemmer ist von 1920 bis 1929 am Bauhaus in Weimar und Dessau tätig. Dieses wurde 1919 von Walter Gropius mit dem Ziel gegründet, das Kunsthandwerk wiederzubeleben. Schlemmer leitet dort unter anderem die Werkstatt für Wandmalerei, Steinbildhauerei und später die Bauhausbühne. Ab dem Sommer 1929 arbeitet er an der Staatlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau, die im Jahre 1932 geschlossen wird. Am 13. April 1943 stirbt Schlemmer während eines Kuraufenthalts in Baden-Baden.



Albert Weisgerber
Selbstbildnis im Bademantel, 1912
Öl auf Leinwand, 120 x 90cm
Saarlandmuseum – Moderne Galerie
Saarbrücken
Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Weisgerbers Hausarrest

Das Selbstporträt aus dem Jahr 1912 wird in einer fiktiven Erzählung in einen neuen Kontext gestellt. Albert Weisgerber ist in dieser Geschichte nicht wie in der Realität im Jahr 1915 auf dem Schlachtfeld des Ersten Weltkriegs gefallen, sondern kann seine Verwundung wie durch ein Wunder überleben. Weisgerber kehrt nach langer Genesungsphase immer noch körperlich als auch seelisch angeschlagen nach München zurück. Dort lebt er 1919 in einer kleinen Mietwohnung als ein neuer unsichtbarer Feind das Leben unzähliger Menschen bedroht. Es ist die Spanische Grippe. Ihr Ausbruch wurde von der Kriegspropaganda vertuscht und so verbreiteten die Kriegshandlungen das Virus unbemerkt auf der ganzen Welt. Nach Ende des Krieges greift die Zensur nicht mehr, aber das Virus hat sich bereits in den Städten ausgebreitet und die Todeszahlen steigen rasant. Weisgerber verschanzt sich in seiner kleinen Wohnung und versucht auf diese Weise der Seuche zu entgehen. Er schreibt seine Gedanken und Erfahrungen in seinem Tagebuch nieder.

Ein lautes Krachen reißt mich aus dem Schlaf. Was ist das für ein Aufruhr auf der Straße? Ich hechte zum Fenster. Ein Auto ist in eine Straßenlaterne gekracht! Der Fahrer liegt neben seinem Gefährt – oder neben dem, was davon übriggeblieben ist. Er scheint bewusstlos zu sein. Er blutet. Ich springe auf und will zur Tür – doch dann fällt es mir wieder ein: Ich darf die Wohnung doch nicht verlassen! Die letzten Wochen mit all ihren Qualen und Entbehrungen wären völlig umsonst gewesen, wenn ich jetzt diese Türschwelle überschreite. Ich ringe mit mir. Was, wenn der Fahrer ernsthaft verletzt ist? Jemand muss ihm doch helfen. Muss ich ihm helfen? Doch welchen Preis müsste ich für diese Hilfe zahlen? Nein, das Risiko ist zu groß, auch wenn mich mein Gewissen plagt. Ich bleibe in der Wohnung, denn ich könnte mich draußen mit dieser tödlichen Krankheit anstecken. „Spanische Grippe“ wird die Seuche genannt. Seit Wochen hält sie die Welt, das Land, die Stadt und mein Viertel in Atem. Mich hält sie in meiner kargen Kammer gefangen. Dabei dachten zuerst alle, dass die Leidenzeit mit dem Kriegsende am 11. November endlich vorbei sei. Um mich vom Geschehen auf der Straße abzulenken, blättere ich in meinem Tagebuch zu diesem Datum zurück:

Montag, 11. November 1918

Ich kann es noch immer kaum glauben! Als ich den Aufmacher der Abendzeitung erblickte, bin ich dem kleinen Zeitungsjungen glatt um den Hals gefallen. Tränen liefen meine Wangen herab. Es waren Tränen der Freude. Die Waffen an der Westfront schweigen endlich! Das sinnlose Sterben hat endlich ein Ende! Ich konnte in diesem Moment nicht glücklicher sein.

Als junger Mann bin ich vor Jahren noch begeistert in den Krieg gezogen. Ich meldete mich sogar

freiwillig für mein eigenes Verderben. Was war ich nur für ein Narr! Verblindet von der Kriegspropaganda habe ich ihre Parolen geschrien und ihre Lügen geglaubt. Für Kaiser und Vaterland bin ich in den Krieg gezogen. Ich wollte für die gute Sache kämpfen und mein Land verteidigen. Doch als ich in den Schützengräben hockte und die Projektile an meinem Kopf vorbeizischen hörte, wurde mir schnell klar, dass dies nichts mit den Versprechungen der Propaganda zu tun hatte. Das hatte nichts Heldenhaftes. Das hatte keinen Sinn. Wir, die Soldaten, waren nur das Korn, das zwischen den Mühlsteinen der Kriegsmaschinerie zermahlen wurde, um den Machthunger der Aristokratie zu stillen. Doch jetzt ist es vorbei! Das Leid hat endlich ein Ende!

...

Donnerstag, 21. November 1918

Um 11 Uhr kam der erste Zug mit Kriegsrückkehrern am Hauptbahnhof an. Ich stand am Nachbargleis, um diese denkwürdige Szene zu erleben. Der Bahnsteig war voll mit Menschen. Es waren hauptsächlich Frauen: Junge Damen und alte Mütterchen sowie kleine Kinder mit selbstgepflückten Blumen. Sie alle warteten auf die Rückkehr ihrer Freunde, Ehemänner, Väter und Söhne. Als sich der Rauch des eingefahrenen Dampfzuges hob, sah ich, wie den freudig strahlend Wartenden ausgezehnte Männer in zerschlissenen Uniformen mit starren und emotionslosen Mienen entgegenschritten. Der Gegensatz hätte nicht größer sein können. In den Köpfen dieser Männer ging der Krieg weiter. Ich kenne diesen Zustand nur allzu gut, hatte ich ihn doch bei meiner Rückkehr selbst durchleben müssen.

...

Freitag, 13. Dezember 1918

Ich war heute auf dem Wochenmarkt. Das Glück war mir hold: Ich konnte einen ganzen Sack Kartoffeln ergattern! Allerdings verließ mich das Glück auf dem Rückweg zu meiner Wohnung. Der Sack auf meiner Schulter riss. Die Kartoffeln purzelten über das Kopfsteinpflaster. Ein netter Mann half mir die Kartoffeln, welche nicht sofort von den Straßenkindern gestohlen worden waren, aufzusammeln. Erst als er mir die Kartoffeln reichte, erkannte ich, wer da vor mir stand. Es war tatsächlich Dr. Blumenthal. Er ist dafür verantwortlich, dass ich heute diese Zeilen schreiben kann, denn er hat mir 1915 im Feldlazarett bei Lille das Leben gerettet. Der Doktor behandelte mich in jener Nacht, als eine Granate neben mir explodierte. Er versorgte die Wunde an der Stelle, an der früher mein linker Arm gewesen war und schaffte es tatsächlich mein linkes Bein vor der Amputation zu retten. Ich bin ihm bis heute zutiefst dankbar für alles, was er für mich getan hat. Dr. Blumenthal war gerade mit einem Zug Verwundeter in München angekommen und trug noch seine Uniform. Er berichtete mir von den letzten Kriegsmonaten im Frontlazarett und erzählte, dass noch Stunden vor der Kapitulation viele Soldaten ihr Augenlicht durch einen Gasangriff verloren hätten. Doch besonders beunruhigend waren seine Schilderungen einer Seuche, die unter den Soldaten umging. Er verglich die neue Krankheit mit der Pest. Seit November hätten die kaiserlichen Einheiten täglich mehr Soldaten durch die Lungenentzündung verloren als durch die Kugeln des Feindes. Die Infizierten hätten Blut gespuckt und ihre Gesichter hätten sich verfärbt, bevor sie langsam erstickt seien. Ein solch qualvoller Tod ist eine schauderhafte Vorstellung. Seine Worte gaben mir auf dem Heimweg zu denken: Was, wenn die heimkehrenden Soldaten diese Krankheit mitbringen?

...

Mittwoch, 25. Dezember 1918

Es ist ein trauriges Weihnachtsfest. Ich sitze allein vor dem Fenster meiner kargen Kammer und schaue den Schneeflocken dabei zu, wie sie langsam den schwarzen Asphalt der Straße verdecken. Genau vor einem Jahr, am ersten Weihnachtstag 1917, hat mich meine Grete verlassen. Dabei lebte unsere Liebe nach meiner Rückkehr aus dem Krieg zunächst wieder auf. Sie hatte die Gabe einfach über meine Blessuren hinwegzusehen. Wir strahlten inmitten der Kriegsdüsternis, weil wir uns endlich wiederhatten. Wir waren zu dieser Zeit wohl die glücklichsten Menschen dieser Stadt. Doch der Zauber der ersten Monate hielt nicht ewig. Wir stritten uns immer öfter über Nichtigkeiten und am letzten Weihnachtsfest war es dann soweit: Das Maß des Erträglichen war endgültig überschritten

und wir wollten nur noch Distanz zwischen uns. „Du bist nicht mehr der Mann, in den ich mich verliebt habe“, sagte sie, als sie ging. Und sie hatte Recht. Ich bin nicht mehr derselbe Mann wie vor dem Krieg. Er hat mich verändert. Er hat mir meine Energie, meine Lebenslust, meine Kreativität geraubt. Ich bin ein Nervenbündel – und ein Krüppel obendrein. Ich bin schreckhaft geworden und das Malen habe ich auch aufgeben müssen. Die schrecklichen Bilder des Kriegs blockieren meine Kunst. Nein, ich kann es ihr nicht verübeln, dass sie mich verlassen hat. Vielleicht ist es besser so, dann kann sie zumindest wieder glücklich werden.

...

Freitag, 24. Januar 1919

Draußen ist es bitterkalt. Mächtige Eiszapfen hängen von der Dachrinne hinab und drohen jeden Moment auf den Bürgersteig zu fallen. Das Quecksilber des Thermometers steht bei -19°C – der Winter hat die Stadt im Würgegriff. Doch in meiner Wohnung ist es mollig warm, denn eben war Kohlen-Heinrich da und hat den Kohlekeller wieder aufgefüllt. Ein Glück für uns, dass er sich trotz seiner Erkältung noch bereit erklärt hat, vor dem Wochenende zu liefern. Was für ein Held! Fast wäre uns mitten im tiefsten Winter die Kohle ausgegangen. Es ist eigentlich unglaublich, dass der Hausmeister vergessen hatte den Kohlekeller vor dem Winter auffüllen zu lassen.

...

Mittwoch, 05. Februar 1919

Heute ist ein trauriger Tag. Herr Schmidt aus dem Erdgeschoss ist verstorben. Dabei war er noch keine 30 Jahre alt. Vor einer Woche ist er mir noch am Briefkasten begegnet. Wir grüßten uns nett. Er machte damals noch einen vollkommen gesunden Eindruck. Seine Frau war völlig in Tränen aufgelöst, als ich ihr kondolierte.

...

Samstag, 08. Februar 1919

Frau Dudek aus dem dritten Stock hämmerte in der Früh an meiner Tür. „Albert! Albert! Mach die Tür auf!“, rief die sonst so zurückhaltende Frau. Sie war völlig außer sich. „Komm raus! Das musst du sehen!“, setzte sie nach. Ich öffnete schnellstens die Tür, denn ich befürchtete, dass die schwächliche Frau in ihrer Erregung die Tür einschlagen könnte. „Albert! Du glaubst es nicht! Die Straßen sind zu! Wir sind eingesperrt!“, schrie sie. Sie hatte recht, davon musste ich mir selbst ein Bild machen und lief auf die Straße. Da sah ich es: Am Ende der Straße war ein Wall aus Bruchstein aufgeschüttet worden. Vor dem Wall stand eine Menschentraube von etwa 100 Leuten. Männer und Frauen aller Altersklassen, sogar Kinder

und Greise, sie alle waren außer sich. Auf dem Wall standen zwanzig Uniformierte. Sie richteten ihre Bajonette auf jeden, der sich dem Wall näherte. In ihrer Mitte stand ein kleiner dicker Polizist, um die 50 Jahre alt. Er rief der Menge durch ein Sprechrohr in monotonem Tonfall entgegen: „Dieser Stadtteil ist abgeriegelt! Das Verlassen der Sperrzone ist strengstens untersagt! Befolgen Sie die Anweisungen und bleiben Sie zurück! Die Polizei hat Schießbefehl! Wir zögern nicht von der Waffe Gebrauch zu machen, wenn sie sich den Barrikaden nähern. Dieser Stadtteil steht aufgrund eines Notbeschlusses des Bürgermeisters unter Quarantäne. Sie dient der Seucheneindämmung. Schützen Sie sich selbst und gehen Sie zurück in Ihre Wohnungen! Vermeiden Sie jeden Kontakt mit anderen Menschen! Sie werden über das weitere Vorgehen informiert. Die Stadt garantiert eine gesicherte Lebensmittelversorgung für den Zeitraum der Quarantäne.“ Immer wenn er seinen Monolog beendet hatte, nahm er einen kräftigen Schluck aus seinem Flachmann. Dann begann er die Rede in seiner leiernden Sprechweise von neuem. Als der füllige Mann seinen Text gerade zum fünften Mal vortragen wollte, unterbrach ihn das Donnern eines Schusses. Es wurde schlagartig still. Die Menge wirkte wie erstarrt. Ein Halbwüchsiger hatte versucht, den Wall zu erklimmen und hatte für diese Schnapsidee mit seinem Leben bezahlt. Eine große Wunde klaffte nun in seiner Brust. „Geht endlich nach Hause!“, raunte der Dicke ärgerlich. „Oder wollt ihr auch so enden?“ Mit einem Luftschuss verlieh er seinen Worten Nachdruck. Die Menge wich langsam zurück. Auch ich ging wieder zurück in meine Wohnung und schenkte mir erst einmal ein großes Glas Korn ein, um das Gesehene zu vergessen.

Sonntag, 09. Februar 1919

Im Krieg sah ich viele Kameraden sterben, doch der Anblick des toten Jungen hat mich heute Nacht wachgehalten. Ich kannte ihn nicht, aber ich musste an das Leid seiner Mutter denken. Es gibt in dieser Zeit bereits viel zu viele Mütter, die ihre Söhne betrauern müssen. Während ich am frühen Morgen immer noch über den sinnlosen Tod des Jungen nachdachte, beobachtete ich durch mein Fenster ein seltsames Bild auf der Straße. Ein Wachtmeister ging im Morgendunst mit einem Eimer Kleister durch die Straße. Er wurde von vier weiteren Polizisten begleitet. Jeder von ihnen hatte einen Karabiner in der Hand und sondierte argwöhnisch die Umgebung. Alle trugen Gasmasken. Es war genau dasselbe Modell, welches ich auch an der Front tragen musste, wenn wir wieder mit Giftgaskartuschen beschossen wurden. Der Polizist mit dem Eimer blieb an jeder Haustür stehen, kleisterte die Tür mit einem Pinsel ein und brachte ein Stück Papier an. Als die Männer in sicherer Entfernung waren, ging ich leise zur Tür und konnte auf dem Zettel lesen:

BEKANNTMACHUNG SEUCHENPRÄVENTION: SPANISCHE GRIPPE

Ab SOFORT tritt eine AUSGANGSPERRE in Kraft. Das VERLASSEN DES WOHNHAUSES ist VERBOTEN. Verstöße werden mit ZUCHTHAUS bestraft. Bewaffnete Sicherheitstruppen werden die Einhaltung überwachen. Diese Maßnahmen dienen Ihrem eigenen Schutz.

gez. Der Bürgermeister

Es war also wahr: Die Spanische Grippe wütet im Viertel! Ich musste sofort an Dr. Blumenthals entsetzliche Schilderungen denken: Eine Seuche, die mehr Tote als der Krieg forderte, wütet nun in München! Es ist eine grauenhafte Vorstellung! Ich muss mich jetzt einfach davon ablenken. Ich glaube, ich räume jetzt meine Kammer auf.

Montag, 10. Februar 1919

Heute ist der zweite Tag der Ausgangssperre. Beim gestrigen Aufräumen habe ich ein Buch wiedergefunden, das ich schon seit Jahren verloren geglaubt hatte. Es ist ein kleiner Gedichtband. Grete hat ihn mir vor Jahren geschenkt, als ich noch an der Akademie der Künste studierte. Ich habe das kleine Büchlein heute verschlungen und sogar ein paar Verse auswendig gelernt. Dabei mochte ich den Band früher überhaupt nicht. Warum ich die Gedichte jetzt plötzlich so mag – ich kann es mir selbst nicht erklären. Vielleicht ist es einfach die Erinnerung an die gemeinsame Zeit mit Grete. Gerade als ich das Büchlein zuklappte, fuhr der Wagen des Bestatters vor: Frau Schmidt war ihrem Mann ins Jenseits gefolgt.

...

Freitag, 14. Februar 1919

Am Mittag fuhr ein Planwagen in meine Straße. Neben dem Wagen trabten zehn bewaffnete Polizisten. Alle trugen Gasmasken. Als der Kutscher die Pferde zum Anhalten zwang, stiegen zwei weitere Männer aus. Sie nahmen eine Holzkiste aus dem Wagen und gingen zum benachbarten Miethaus. Sie klopfen energisch bis jemand öffnete und sie mit der Kiste hineingehen konnten. Vier bewaffnete Einheiten folgten den Männern in das Haus. Die anderen blieben zurück und bewachten das Gespann. Meine Nackenhaare sträubten sich, denn ich ahnte nichts Gutes, als die Männer das Haus auch nach einer Viertelstunde noch nicht wieder verlassen hatten. Es dauerte schließlich eine halbe Stunde, dann hämmerte der Trupp gegen unsere Haustür. Ich lugte durch den Türschlitz und beobachtete die Szene. Doch mein Argwohn war unbegründet, denn sie brachten lediglich die versprochene Lebensmittellieferung. Jeder Bewohner meiner Mietskaserne musste einzeln in den Eingangsbereich vortreten und bekam dort ei-

nen Sack Kartoffeln, ein Kilo Mehl, drei Packungen Zwieback, zehn Konserven und zwei Stück Seife von den Maskierten ausgehändigt. Dem Aufdruck der Dosen zufolge waren es Feldrationen, die nun nicht mehr an der Front benötigt wurden. Die Männer mahnten uns die Lebensmittel gut zu rationieren, denn sie wüssten nicht, wann der nächste Versorgungsbefehl kommen würde.

...

Dienstag, 18. Februar 1919

Es ist heute schon der zehnte Tag, den ich in Isolation in meiner kleinen Kammer verbracht habe. Mittlerweile habe ich mich schon daran gewöhnt, dass das Pferdegespann des Bestatters jeden Tag in der Straße hält. Oft muss er sogar mehrmals am Tag vorfahren. Auch er trägt mittlerweile stets eine Atemmaske, wenn er die Leichen abholt. Ich habe den Überblick verloren, welche Nachbarn bereits alle von dieser Welt gegangen sind. Es sind einfach zu viele geworden. Ich versuche mich so gut es geht von diesem Elend abzulenken, indem ich mich möglichst lange mit der täglichen Hausarbeit beschäftige. Diese Routine gibt meinem Tag seine Struktur. Ich lese jetzt auch viel mehr als früher, aber mein Vorrat an Lesestoff neigt sich bedrohlich seinem Ende zu. Von den sieben Büchern, die einst auf meinem Nachttischchen lagen, sind nur noch zwei Ungelesene übriggeblieben.

...

Samstag, 22. Februar 1919

Die Uhr zeigt gerade viertel nach drei in der Nacht, als ich diese Zeilen schreibe. Ich bin gerade schweißgebadet aufgewacht. In meinem Traum war es wieder jene Nacht im Jahr 1915: Ich krieche von Kopf bis Fuß schlammbedeckt im Schützengraben bei Fromelles. Der Feind ist auf dem Vormarsch und wir verlieren Stellung um Stellung, Mann um Mann. „Gas! Gas-Alarm!“, schreit Major Franz. Ich setze so schnell ich nur kann meine Maske auf und krieche weiter. Einige Meter weiter liegt der bewusstlose Gefreite Obermaier. Er hat seine Atemmaske nicht schnell genug aufgesetzt. Ich krieche weiter und ziehe ihn am Arm mit. Plötzlich trifft etwas Schweres meinen Rücken. Ich schaue herab. Eine Granate! Der Stift ist gezogen! Ich springe auf und renne so schnell ich kann los. Doch es ist bereits zu spät: Eine Druckwelle erfasst mich und schleudert mich zu Boden. Splitter fliegen durch die Luft. Ich liege auf dem Rücken. Ich spüre keinen Schmerz, aber plötzlich merke ich, wie eine warme Flüssigkeit meinen Körper hinabläuft. Mir wird schwarz vor Augen. Im nächsten Moment war ich wieder zurück in meinem Bett. Ich frage mich, wie oft ich diese Nacht wohl noch durchleben muss.

...

Freitag, 28. Februar 1919

Das letzte Buch von meinem Stapel ist ausgelesen. Die Langeweile hat mich nun endgültig im Griff, doch ich muss der Versuchung widerstehen, meine Wohnung zu verlassen. Jeder Kontakt, auch schon der Plausch mit den Nachbarn im Flur, könnte tödlich sein. Stattdessen versuche ich mir die Zeit zu vertreiben, indem ich die Geräusche von der anderen Seite der Wand deute. Ich spekuliere, was die Nachbarn in ihren Wohnungen wohl machen. Das Ehepaar im Appartement über meiner Kammer vertreibt sich die Zeit mit einem Privatzo. Den Geräuschen zufolge müssen dort drei bis vier Elefanten leben, da bin ich mir absolut sicher.

...

Montag, 03. März 1919

Ich habe heute ein Fellknäuel auf meiner Fensterbank entdeckt. Eine Katze hatte sich auf meinem Fensterbrett ausgebreitet und genoss dort die erste Frühlingssonne. Ich betrachtete sie lange und beobachtete, wie ihr goldgelbes Fell in der Sonne glänzte. Selbstzufrieden – fast schon arrogant – lag sie auf dem Sims und leckte sich genüsslich eine Pfote nach der anderen.

Meine Gedanken schweiften ab und ich befand mich plötzlich wieder mit Max im Münchner Zoo. Ich lernte Max Slevogt während meines letzten Studienjahres an der Akademie der Künste kennen. Max und ich waren uns bereits vorher immer wieder in der Akademie über den Weg gelaufen. Wir hatten aber kaum Notiz voneinander genommen. Der Altersunterschied von fast zehn Jahren hatte uns gehemmt. Erst bei einer Vernissage in einer kleinen Galerie ganz in der Nähe der Akademie lernten wir uns kennen. Ich stand damals, vom Champagner schon leicht angetrunken, vor einem Gemälde von Auguste Renoir und versuchte dabei mit großer Anstrengung einen besonders gebildeten, vielsagenden Gesichtsausdruck aufzulegen, als ich bemerkte, dass jemand neben mir stand. Es war Max. Er schien noch tiefer als ich in das Champagnerglas geblickt zu haben und lieferte sich durch den Alkohol angetrieben ein hitziges Wortgefecht mit einem hochnäsigen Industriellensohn. Max hatte lautstark protestiert als der Schnösel einen Kupferstich von Käthe Kollwitz mit den Worten, „Dieses Weib entehrt die ganze Ausstellung“, abhängen wollte. Ich verfolgte den Streit zunächst nur interessiert, doch bald sprang ich Max in der lautstarken Diskussion zur Seite. Ein solcher Streit konnte natürlich nicht lange unbemerkt bleiben. Der Galerist wurde aufmerksam und ließ die beiden Trunkenbolde, die den Sohn des „edlen Großspenders“ belästigten, mit Gewalt aus der Galerie entfernen. Als Schicksalsgenossen ließen wir den Abend in einer nahen Kneipe ausklingen und blieben fortan in Kontakt.

Max liebte es, exotische Tiere zu malen und

schleppte mich immer wieder in den Zoo. Bei jeder Neuerwerbung des Zoos war er fasziniert und stand mit seiner Staffelei tagelang vor dem Gehege. Besonders der Tiger hatte es ihm angetan. Er malte das Tier immer wieder – in allen möglichen Situationen. Er war regelrecht besessen. Die Katze auf meinem Fensterbrett erinnerte mich an diesen Tiger. Die fette, ungepflegte Hauskatze schaffte es tatsächlich, die gleiche Arroganz an den Tag zu legen, wie der majestätische Tiger im Münchner Zoo. Wenn ich nun zurückblicke, war die Zeit an der Akademie wahrscheinlich die Schönste meines Lebens. Es war eine fröhliche, unbeschwerte Zeit.

Mir kam Max wieder in den Sinn. Wir hatten uns in den Kriegsjahren aus den Augen verloren. Ich hatte schon lange nichts mehr von ihm gehört. Wie es ihm wohl heute geht? Was er wohl macht? Aber ist er überhaupt noch am Leben? Ich merkte wie meine Mundwinkel, die sich beim Anblick der Katze kurz erhoben hatten, wieder in ihre angestammte Position fielen.

...

Montag, 10. März 1919

Ich weiß mittlerweile gar nicht mehr, wie viele Tage ich bereits in Isolation verbracht habe. Hätte ich nicht meinen Kalender, ich wüsste nicht einmal welcher Wochentag heute ist. Ich habe heute den ganzen Tag im Bett gelegen, an die Decke geschaut und gewartet, dass es endlich Abend wird. Ich trage schon seit Tagen meinen Bademantel. Er ist meine zweite Haut geworden. Warum sollte ich auch etwas anderes anziehen? Ich werde ohnehin nicht auf die Straße gehen und es wird auch niemand kommen, um mich zu besuchen. Selbst der Höhepunkt meines bisherigen Tagesablaufes, das Mittagessen, fällt nun weg. Die letzten Konserven sind aufgebraucht und nun gibt es nur noch Kartoffeln. Morgens, mittags, abends – immer nur Kartoffeln – Salzkartoffeln, Kartoffelsuppe, Bratkartoffeln, Pellkartoffeln, Kartoffelpuffer, Kartoffelsalat, Ofenkartoffeln und Kartoffelbrei. Ich kann sie nicht mehr sehen! Wann hat die Isolation nur ein Ende?

...

Donnerstag, 20. März 1919

Heute Morgen saß die Katze wieder auf meiner Fensterbank. Ich habe aus einem Impuls heraus einen Pinsel in die Hand genommen, habe ihn in das Glas mit der alten Ölfarbe getaucht und habe sie gemalt. Es ist einfach so passiert! Die Muse hat mich wieder geküsst! Ich kann wieder malen! Die Blockade in meinem Kopf ist weg. Ich kann es kaum erwarten wieder aus der Wohnung zu kommen und mir ein richtiges Motiv zu suchen.

...

heute, Montag, 24. März 1919

Jetzt sitze ich hier am Fenster und weiß nicht, ob ich dem Mann dort draußen helfen kann. Wieso setzt er sein Leben mitten in einer solchen Krise mit der Fahrt in einem solchen Höllengerät aufs Spiel. – Moment, da fällt mir ein: Ein Motorwagen fährt durch das Viertel? Das ist doch eigentlich gar nicht möglich, hier gibt es doch gar keines dieser Gefährte! Er muss aus einem anderen Stadtteil kommen. Das kann nur bedeuten, dass die Ausgangssperre vorbei ist! Das Viertel ist wieder offen! Ich muss hier raus!



Albert Weisgerber gilt als der bedeutendste saarländische Maler der frühen Moderne. Er wurde 1878 in St. Ingbert geboren und zog bereits im Alter von 16 Jahren nach München, um dort seine künstlerische Ausbildung zu beginnen. Während seines kurzen Lebens fertigte er über 400 Gemälde und arbeitete auch für die Zeitschrift Jugend. Er war in der Münchener Kunstwelt bestens vernetzt und erlangte auch als Gründungsmitglied und Erster Präsident der Neuen Münchner Secession Bekanntheit. Weisgerber diente während des Ersten Weltkriegs als Leutnant und Kompanieführer in der Bayerischen Armee. Er fiel 1915 mit nur 37 Jahren im Schützengraben bei Fromelles in Flandern.



Gustave Courbet, Le puits noir,
um 1865, Öl auf Leinwand,
65,6 cm x 82 cm,
Saarlandmuseum –
Moderne Galerie Saarbrücken,
Stiftung Saarländischer Kultur-
besitz

Die Legende des hämmernden Waldes

Es riecht modrig. Die Äste unter ihren Füßen knacken. Einzelne Sonnenstrahlen schaffen es durch das Blätterdach und erhellen den Wald. Hier steht sie, vor ihr der Flusslauf. Es sieht exakt wie auf dem Gemälde aus. Ein Gemälde von Gustave Courbet, ein Gemälde das etwa 1865 gemalt wurde. Genau hier, an genau dieser Stelle hatte der Maler gestanden. Er hatte etwas Verborgenes gemalt und er hatte etwas Gemaltes verborgen.

Sie hört es poltern. „Alice, kannst du mir helfen?“, ruft ihre Mutter Nicole. Alice bleibt stehen, stellt den Umzugskarton ab und läuft zurück ins Haus. Nicole steht auf der Treppe und balanciert einen Umzugskarton in den Armen. Darauf liegt eine kleine Box, die herunterzufallen droht. Alice nimmt sie herab und ihre Mutter bringt den Umzugskarton wieder ins Gleichgewicht. Gemeinsam treten sie vor das Haus. „Wie kann ein einzelner Mann dermaßen viel Krimskrams ansammeln?“, fragt ihre Mutter. Alice schmunzelt. Sie beide wissen, dass ihr Opa nicht viele materielle Dinge in seinem Leben behalten hatte. „In einem Haus, auch in einem kleinen, sammelt sich einiges über die Zeit an.“ Ali-

ce betrachtet die kleine Kiste, die sie in der Hand hält. „Sie lag oben. Es steht dein Name darauf. Er wollte sie dir vermutlich schenken. Vielleicht hat er es vergessen oder er hat sie nicht mehr gefunden. Sie war hinter die Kommode gerutscht“, sagt ihre Mutter im Weglaufen. Alice wirft noch einen kurzen Blick auf die Box, legt sie auf ihren Umzugskarton und eilt ihrer Mutter hinterher. Nachdem die beiden Kartons im Auto verstaut sind, fahren sie los. Alice blickt auf das „Zu Verkaufen“- Schild im Garten. Eine tiefe Traurigkeit erfasst sie. Er wird ihr fehlen, seine Heiterkeit und besonders seine Geschichten. Im Geschichtenerzählen war er großartig gewesen.

Die Box liegt auf ihrem Schoß, Alice öffnet sie. Im Innern liegen ein abgegriffenes Buch, ein paar Münzen und alte Fotos. „Und was ist es?“, fragt ihre Mutter und beugt sich herüber. „Ich weiß es nicht genau. Die Münzen sind alte Francs. Doch wen die Fotos zeigen? Ich bin nicht sicher, bist du das?“ Nicole parkt vor Alice Wohnung und nimmt ihr die Bilder aus der Hand. „Nein, die sind viel älter. Vielleicht ist es meine Oma, also die Mutter deines Großvaters, als sie noch klein war. Entschuldige, aber jetzt raus hier, ich habe noch etwas vor.“ Sie zwinkert Alice zu und drückt ihr die Box in die Hand. Kaum ist Alice ausgestiegen, braust ihre Mutter davon. Alice läuft zu ihrer Wohnung und schließt die Haustür auf. Ihr reicht es für heute. Drinnen stellt sie das Kästchen auf die Kommode, setzt sich auf den Balkon und genießt den Abendhimmel.

Die Sonne geht früh auf und verbreitet bereits am Vormittag Wärme auf der Insel. Alice untersucht den Inhalt der kleinen Kiste genauer. Sie dreht das abgenutzte Buch in den Händen. Der Ledereinband könnte früher hellbraun gewesen sein. Sie schlägt es auf. Es ist von Hand beschrieben, doch die Schrift ist der Zeit zum Opfer gefallen. Die Buchstaben sind verblichen, das Papier angelauten. Vorsichtig blättert sie ein paar Seiten um. Ein dreieckiges Stück Papier fällt heraus. Sie hebt es auf und faltet es auseinander. Erstaunlicherweise ist dieses Blatt noch lesbar. Sie betrachtet es. Es handelt sich um eine Landkarte - handskizziert. Links in der unteren Ecke steht ein Name: „Bonnevaux-le-Prieuré“. Sie blättert das Buch durch, findet aber kaum leserliche Zeilen. Ein Symbol fällt ihr ins Auge. Es ist auf mehreren Seiten abgebildet. Es gleicht einem spiegelverkehrten Z. Alice überlegt, doch kann sich nicht erinnern, dieses Zeichen schon einmal gesehen zu haben.

Nachdenklich packt sie die Box samt Inhalt in eine Tasche und macht sich auf den Weg zu ihrer Mutter. „Vielleicht weiß sie etwas“, denkt sie und klingelt an Nicoles Haustür. Einige Sekunden später öffnet Nicole. Sie sieht verschlafen aus und grummelt etwas vor sich hin. Nach einer dampfenden Tasse Kaffee wirkt sie schon aufnahmefähiger. Alice zeigt ihr das Buch und die Karte. Nicole sieht es sich interessiert an und zuckt dann mit den Schultern. „Dafür weckst du mich so früh am Sonntag? Es scheint ein altes Tagebuch zu sein. Aber die Seiten sind vergilbt, die Schrift ist kaum erkennbar.“ Alice zieht eine Augenbraue hoch. „Danke, das sehe ich auch. Weißt du, ob es von Opa ist?“ „Von Opa? Nein, sicher nicht. Dein Opa hat nicht geschrieben. Er erzählte seine Geschichten, er schrieb sie nicht auf. Es muss von jemand anderem sein und ist vermutlich älter.“ Alice tippt auf die Landkarte. Auch dabei kann ihre Mutter ihr nicht weiterhelfen. „Der Name sagt mir etwas. Ich glaube, dort ist dein Opa aufgewachsen.“ Nicole läuft aus dem Zimmer und kommt wenig später mit einer alten Postkarte in der Hand zurück. „Hier.

Die habe ich zwischen seinen Büchern gefunden.“ Nicole gibt Alice die Postkarte. Die überfliegt die drei Zeilen. „Opa hatte eine Schwester, die noch in Frankreich lebt?“ Alice blickt ihre Mutter fragend an. Nicole zuckt wieder mit den Schultern und sagt: „Er hat nie von damals gesprochen. Ich weiß nur, dass er als junger Mann hierher nach Guadeloupe kam. Er traf Oma und begann ein neues Leben. Seitdem ist er nie wieder nach Frankreich zurückgekehrt.“ Alice überlegt und auch sie kann sich nicht erinnern, dass ihr Opa jemals von Frankreich gesprochen hatte. Er erzählte Märchen von dort, von den „richtigen“ Wäldern, wie er immer sagte, aber niemals etwas aus seiner Kindheit.

Alice hilft ihrer Mutter die letzten Umzugskartons auf den Dachboden zu räumen. Auf dem Nachhauseweg kommt ihr eine Idee. Sie könnte nach Frankreich reisen, in dieses Dorf und ihre Verwandten suchen. Am Abend steht der Entschluss fest. Sie hatte noch Ferien und in Frankreich ist sie bisher noch nie gewesen.

Eine Woche später landet Alice in Lyon und fährt mit einem Mietwagen nach Ornans, der nächstgrößeren Stadt nahe dem Geburtsdorf ihres Großvaters. Sie hat sich eine Ferienwohnung am Rande der Stadt gemietet. Dort stellt sie ihre Koffer ab und fällt müde ins Bett. Am nächsten Morgen macht sie sich auf den Weg nach Bonnevaux-le-Prieuré. Die Fahrt dorthin führt sie tief in die Wälder. Alice beginnt sich zu fragen, ob sie auf dem richtigen Weg ist, als sie am Straßenrand ein Hinweisschild erblickt. Sie folgt der Richtung und passiert kurze Zeit später das Ortsschild. Verfallende Häuser reihen sich am Straßenrand aneinander. Sie fährt langsam die Hauptstraße entlang. Damit hat sie nicht gerechnet. Ihre Recherche vorher war nur sporadisch gewesen und sie hatte sich kein genaues Bild von der Situation vor Ort gemacht. Es kommen ihr Zweifel, ob die Reise hierher nicht zu voreilig gewesen war. Unsicher sieht sie sich um. Da entdeckt sie einen Fußgänger mit einem Pudel. Sie öffnet die Fensterscheibe und fragt: „Entschuldigung, ich suche Bonnevaux-le-Prieuré, bin ich hier richtig?“ Der junge Mann grinst sie an und antwortet: „Ja Madame, sind Sie. Wohin wollen Sie denn? Hier...“ er neigt seinen Kopf nach rechts und links „... gibt es nur Ruinen. Das wilde Leben findet da vorne statt.“ Er deutet gen Süden. Alice nickt dankbar und fährt in die gezeigte Richtung. An einem Marktplatz parkt sie ihr Auto. „Das wilde Leben“, denkt sie und schmunzelt. Um den Marktplatz herum befinden sich eine Bäckerei mit zwei Tischen vor der Tür, ein Kiosk, ein kleines Restaurant und das Rathaus. Weiter hinten kann sie einen Kirchturm erkennen. Die wenigen Häuser sehen bewohnt aus. An manchen Balkonen hängen Blumenkästen und Gardinen in den Fenstern. Sie läuft zum Bäcker, setzt sich an einen der Tische und bestellt einen Tee. Sie könnte jemanden nach ihren Verwandten fragen. „In Dörfern kennen sich die Menschen ja häufig noch untereinander“,



Gustave Courbet
Die Begegnung
(Bonjour, Monsieur Courbet), 1854
Öl auf Leinwand
Fabre Museum

überlegt sie und geht hinein. Die ältere Dame hinter der Theke kennt den Familiennamen, weiß allerdings nichts Genaues. Sie ruft einen Namen und eine junge Frau kommt aus dem Hinterraum. „Odil? Ich kenne einen Philippe Odil. Er arbeitet in der Gärtnerei außerhalb des Dorfes.“ Alice erhält die Adresse, bedankt sich und verlässt den Laden. Glücklicherweise findet sie die Gärtnerei auf Anhieb. Hier sieht es ebenfalls trist und heruntergekommen aus. Hinter dem Gewächshaus hört sie Stimmen. „Hallo?“, ruft Alice, doch niemand erwidert. Sie läuft am Gewächshaus entlang. Ein älterer Herr mit Gummistiefeln und Heckenschere in der Hand tritt ihr entgegen. Er brummt sie an: „Wir verkaufen momentan nichts, und kaufen tun wir erst recht nichts. Außerdem ist das Privatgelände!“ Damit scheint das Gespräch für ihn beendet. Er dreht sich um und stampft davon. „Entschuldigung, ich suche jemanden. Philippe Odil?“, fragt Alice zögernd, während sie versucht zu dem Mann aufzuschließen. Der bleibt abrupt stehen. Von seinen Gummistiefeln ertönt ein schmatzendes Geräusch. Alice stoppt. Der Mann mustert sie von oben bis unten, nickt kurz und brüllt: „Philippe, die Madame verlangt nach dir!“ Ein Typ, Mitte 20, taucht hinter dem Gewächshaus auf. Mit fragendem Blick kommt er auf die beiden zu. Er sieht aus, als wür-

de er verzweifelt überlegen, woher er sie kennen könnte. Sie hebt die Arme und sagt: „Keine Angst, wir kennen uns nicht.“ Sie zögert. „Noch nicht.“ Sie atmet tief durch. „Ich bin die Enkelin von Maurice Go. Ich glaube, er könnte der Bruder deiner Oma sein. Er ist nach Guadeloupe ausgewandert. Diese Postkarte habe ich gefunden.“ Sie hält Philippe die Karte hin. Erstaunt blickt er Alice an, nimmt die Postkarte entgegen und liest. „Ich, meine Eltern... äh“, beginnt er. „Es könnte schon sein. Irgendjemand ist mal irgendwohin ausgewandert. Das ist schon lange her und ich weiß kaum etwas. Ich müsste meine Eltern fragen.“ Er betrachtet die Karte. „Der Name würde schon passen und so viele Odils gibt es in der Gegend nicht.“ Alice schaut ihn an und dann den älteren Herrn, der immer noch interessiert neben ihnen steht. „Vielleicht können wir uns morgen treffen?“ „Das wird das Beste sein“, antwortet Philippe mit einem nervösen Seitenblick auf seinen Chef.

Alice kann das Treffen kaum erwarten. Philippe scheint ebenfalls neugierig zu sein, denn er hat sich den Tag frei genommen. Die beiden treffen sich vormittags am Marktplatz. Alice lehnt am Auto, als Philippe lächelnd auf sie zukommt. Sie laufen gemeinsam zu der Bäckerei. Nachdem sich beide einen Kaffee bestellt haben, zeigt Alice ihm die Fo-

tos aus der Box. Philippe betrachtet sie und nickt. „Das ist hier. Siehst du, das ist der Marktplatz. Die Häuser sind noch dieselben, nur der Zustand hat sich verschlimmert.“ Er lacht kurz auf. „Es ist lange her, dass es hier so aussah. Ich selbst habe es nie erlebt. Die Alten erzählen noch von der früheren Pracht der Gemeinde.“ Er legt den Kopf schief. „Ich habe mit meinen Eltern telefoniert. Sie sagen, dass du Recht haben könntest. Ein Bruder meiner Oma ist wohl nach dem Krieg fortgezogen und nie wieder zurückgekommen. Es wurde aber nie darüber gesprochen. Ich habe ein altes Kinderfoto meiner Oma mit ihren Eltern dabei, vielleicht...“, er kramt ein vergilbtes Foto aus seiner Tasche und legt es auf den Tisch. „... siehst du? Das könnten schon die Gleichen sein“, überlegt er. Alice vergleicht die beiden Bilder. Tatsächlich, es sind dieselben Personen am selben Ort. Sie hebt den Blick und grinst ihn an. „Willkommen in der Familie! Du kannst mich übrigens einfach Phil nennen“, erwidert er lachend.

Nachdem sie einige Familiengeschichten ausgetauscht haben, führt Phil sie durch das Dorf. Sie kommen an alten Herrenhäusern vorbei, die früher sehr prachtvoll gewesen sein mussten. An einigen Stellen lassen sich noch Wandbemalungen und Holzschnitzereien erkennen. Alice schaut sich um. Mehr als die Hälfte der Häuser stehen leer. Phil bemerkt ihren Blick: „Ziemlich trostlos, nicht wahr? Hier sind wenigstens einige Häuser bewohnt. Schlimmer wird es, wenn man die Hauptstraße nördlich fährt. Da fühlt es sich wie in einer Geisterstadt an.“ Alice erinnert sich an ihre Ankunft über

genau diese Straße und nickt. Sie fragt Phil: „Warum? Was ist passiert?“ Sie setzen sich auf eine Bank. Phil zuckt die Achseln. „Manche sagen, das Dorf bzw. der Wald, der das Dorf umschließt, sei verflucht. Gottes Zorn habe sich über uns gelegt. Aber sind wir ehrlich, wer glaubt sowas? Ich denke, es liegt daran, dass es hier einfach nichts mehr gibt. Früher lebten die Menschen von den Wäldern. Die besten Rebhühner soll es im Umkreis gegeben haben.“ Er zwinkert ihr zu und erklärt weiter: „Die feinen Herren kamen und jagten, ließen sich bekochen und nächtigten mit ihren Damen hier. Damals gab es viel Wohlstand. Doch irgendwann kam niemand mehr. Die Ortsansässigen gingen nicht mehr in den Wald. Sie fürchteten ihn. Viele tun es heute noch. Das ist ein Problem, denn wie du siehst, sind wir umzingelt von Bäumen.“ Ein ironisches Lachen umspielt seine Züge.

Neben ihnen räuspert sich jemand. Erschrocken dreht Alice sich um. Sie hatte die Ankunft der alten Damen nicht bemerkt. „Entschuldigt bitte“, sagt die und wedelt mit ihrem Gehstock. Phil und Alice machen Platz auf der Bank. Die Dame setzt sich. „Es liegt an der Legende, Kindchen“, belehrt sie die beiden. „Welche Legende?“, fragt Alice. Die Dame schaut sie skeptisch an. „Sie ist nicht von hier, Philippe?“ Er schüttelt den Kopf. „Dann muss sie die komplette Geschichte erfahren“, weist sie ihn zurecht. Sie sieht Alice in die Augen und beginnt: „Es gibt eine Legende, die sich hier ereignet hat.“ „Ereignet haben soll“, fällt Phil ihr ins Wort. Die Dame strahlt ihn mit einem bösen Blick und fährt fort: „Die Legende des hämmernden Waldes.“



Gustave Courbet
Die Quelle der Loue, 1864
Öl auf Leinwand
Metropolitan Museum of Art

Sie ist der Grund, warum niemand mehr kam, alle Rebhühner verschwanden und das Dorf im Übel versank. Seit jeher erzählt man sich ...“ Die Augen der alten Dame schweifen in die Ferne und ihre Stimme wirkt mechanisch, als wären die folgenden Worte auswendig gelernt. „Einst fügte es sich im Walde nebst dem Schwarzbach, dass dunkle Geschöpfe durch die Bäume huschten. Verbündet mit der Dunkelheit waren sie die Gehilfen des Unheils; verkörpert in einem riesenhaften Specht. Immer wenn er nach Menschen begierte, ward ein Hämmern zu hören. Ein Hämmern über alle Gemeinden hinfort und die Menschen fürchteten sich. Fortan mieden sie den Wald für immer.“ Alice zieht eine Augenbraue hoch. Phil grinst. Ihr Gesichtsausdruck muss Bände sprechen. Die Dame erzählt unbeirrt weiter: „Das Hämmern versetzte die Menschen in Angst. Anfangs trauten sich einige mutige Männer und Frauen noch in den Wald, doch sie brachten keine Beute mit, denn alle Tiere waren fort. Dafür verschwanden Menschen. Jedes Mal, wenn welche in die Wälder gingen, kamen weniger wieder heraus. Einmal verschwunden, war jede Suche zwecklos. Sie wurden niemals wiedergesehen. So verhielt es sich, bis die Dorfbewohner so voller Furcht waren, dass sie den Wald nicht mehr betraten und es auch ihren Kindern, Enkelkindern und Urenkelkindern verboten. Sie bauten eine lange Straße, um nicht mehr durch den Wald, sondern außenherum fahren zu können. Ich selbst habe Zeit meines Lebens niemals den Waldboden betreten und so geht es allen hier.“ Sie nickt, wie um sich selbst zu bestätigen. Phil schüttelt entnervt den Kopf: „Das ist ein Märchen, wie es früher oft erzählt wurde.“ Die Dame schaut ihn prüfend an: „Wie erklärst du es denn, dass niemand je in den Wäldern unterwegs ist? Der Wald mit seinem Flusslauf und der Schlucht soll idyllisch sein. Und schön genug, dass er gemalt wurde. Dennoch gibt es keine Wanderwege, keine Besucher. Warst du dort schon einmal spazieren, wie es doch in den meisten Wäldern getan wird?“ Phil schüttelt verlegen den Kopf. „Aber“, beginnt er, doch die Dame unterbricht ihn: „Die Angst vor dem Wald wurde uns über Generationen gelehrt. Wir haben sie verinnerlicht. Sie gehört jetzt zu unseren Urängsten!“ Damit erhebt sie sich und geht auf ihren Gehstock gestützt davon. Alice und Phil schauen ihr hinterher. Phil wirkt nachdenklich, auch Alice hängt einen Moment ihren Gedanken nach. Etwas an der Legende kommt ihr bekannt vor, doch sie kann nicht sagen was. „Urangst, Riesenspecht, so ein Quatsch!“, schnauft Phil. Er steht auf. Alice tut es ihm gleich und fragt dabei: „Warst du tatsächlich noch nie in den Wäldern? Hat es dich nicht interessiert?“ „Ehrlich gesagt nicht, nein. Es ist ein Wald, was soll ich dort machen? Ich wandere nicht gerne“, erwidert er und blickt auf seine Füße. „Aber gehen wir doch morgen in den Wald. Meine Urängste überwinden“, murmelt er spöttisch. Alice willigt ein, hat aber gleichzeitig ein mulmiges Ge-

fühl. Etwas in der Stimme der alten Dame hat sie aufhorchen lassen. Auf dem Weg zurück zu ihrem Auto verabreden sich die beiden für den nächsten Tag.

„Das Rathaus ist gleichzeitig das Heimatmuseum samt Archiv“, erklärt Phil. Sie betreten das Foyer. Ein knochiger Mann steht neben einem Jüngeren mit runder Brille. Die beiden unterbrechen ihre Unterhaltung, als Alice und Phil eintreten. „Phil, mein Lieber, was führt dich zu uns?“, fragt einer der beiden und blickt neugierig durch seine Brille. Phil lächelt und sagt: „Wir wollen in den Wald zur Schwarzbachschlucht. Habt ihr eine Karte? Oder könnt uns eine Route zeigen, wie wir dort hangelangen?“ Der knochige Mann schaut ihn erschrocken an: „Entschuldigung, ich habe mich wohl verhört! Was hofft ihr dort zu finden? Wir haben keine Karte, es führt kein Weg dorthin!“ Alice kramt in ihrem Rucksack. Der Jüngere der beiden Männer hebt schlichtend die Hände. „Wir haben über die Wälder keine Karten, es gibt in dem Sinne keine Wege. Das Kartenmaterial, das wir haben, ist viele Jahrzehnte alt.“ Alice findet, wonach sie suchte. Sie legt die handgemalte Karte aus der Box ihres Großvaters auf den Tresen. Ein Schatten huscht über das Gesicht des knochigen Mannes. Der Jüngere beugt sich vor und studiert die Karte. „Interessant. Woher habt ihr das?“, erkundigt er sich. Alice antwortet, dass sie es in den Hinterlassenschaften ihres Opas gefunden habe. Der ältere Mann greift nach der Karte, begutachtet sie, legt sie wieder hin und sagt: „Das kommt mir nicht bekannt vor, es könnte überall sein. Sieh es als nettes Geschenk und vergesst den Wald.“ Phil und Alice schauen sich irritiert an, auch der Mann mit der Brille blinzelt verdutzt. „Wie kannst du es nicht erkennen? Sie sieht genauso aus wie die Karte, die wir hinten im Archiv haben“, fragt er seinen Kollegen. Dieser winkt ab und möchte gerade etwas erwidern, als der Jüngere bereits mit der Karte in der Hand Phil und Alice hinter sich herwinkt. „Folgt mir“, ruft er im Weggehen. „Hugo! Fremde dürfen dort nicht hinein!“, moniert der Alte noch, aber Hugo scheint es nicht zu stören. Er geht voraus, Alice und Phil folgen ihm. Sie kommen durch einen Raum voller Bücherregale. Vor einem Tisch am Ende des Zimmers bleibt Hugo stehen. Er legt die Karte darauf und bedeutet ihnen sich zu setzen. Er selbst verschwindet zwischen den Regalen. Wenige Minuten später kommt er mit einem Ordner voller alter Schriftstücke zurück. Er wischt den Staub notdürftig weg und breitet die Unterlagen aus. Alice und Phil beobachten ihn dabei, unwissend, wie sie ihm helfen könnten. Hugo hebt eins der Papiere hoch. „Da ist es, schaut her“, er legt es so, dass beide es sehen können. Es ist eine handgemalte Landkarte, die zu der von Alice fast identisch ist. „Wie ist das möglich?“, stammelt Alice. Hugo lacht auf: „Kennt ihr den Maler Gustave Courbet? Phil, du? Er stammte aus der Gegend und hat in einigen seiner Bilder das Leben hier verewigt. Cour-

bet hat die schönen und weniger schönen Dinge des Alltags sehr detailgetreu und realistisch dargestellt. Er malte damals auch in den Wäldern. Diese Landschaftsbilder wurden zwar nicht seine populärsten Werke, doch haben sie es bis in Napoleons Privatsammlung und zu internationaler Anerkennung geschafft. Er war...“ Phil räuspert sich. Hugo stoppt: „Entschuldigung, ich schweife ab. Ich bin ein großer Liebhaber und es kommt so selten jemand ins Museum. Zurück zu der Karte. Jedenfalls war in einem von Courbets Gemälden diese Landkarte an der Innenseite befestigt. Weshalb sie dort versteckt war oder für wen, ist leider ungeklärt.“ „Habt ihr dieses Gemälde hier?“, fragt Alice. „Ha, eine Kopie. Das echte Werk übersteigt inzwischen den Wert, als dass man es hier rumliegen lassen würde.“ Er eilt zu einem der Regale und nimmt verschiedene Rollen heraus. Mit einer davon in der Hand kommt er zurück. Auf dem Plakat, das er hervorzieht, ist ein Fluss zwischen einer bewaldeten Felsenschlucht abgebildet. Alice staunt: „Da müssen wir hin!“ Sie sieht erst Philippe, dann Hugo an. Der versteht und tippt auf ein kleines Kreuz auf der Karte. „Hier sollte es sein. Ich bin selbst nie dagewesen, aber wenn ihr hinter der Kirche in den Wald geht, müsste dieser Pfad die Richtung weisen.“ Phil betrachtet nachdenklich die Landkarte, sieht Hugo an und nickt. Sie bedanken sich, stecken ihre Karte ein und begeben sich zur Kirche.

Hugo hatte Recht: hinter der Kirche führt ein kaum sichtbarer Trampelpfad durch das Gebüsch in den Wald hinein. Alice und Phil ducken sich unter den Sträuchern hindurch und betreten bemosten Waldboden. Ein fremder Geruch steigt Alice in die Nase. Tannen und Fichten kennt sie von ihrer Insel nicht. Sie blickt um sich, bewundert die verschiedenen Grüntöne und lauscht den Vögeln. An diesem Ort ist nichts angsteinflößend. Sie fühlt sich eher andächtig, wie in einem Gotteshaus. Sie dreht sich um und sucht Phil. Er steht unentschlossen wenige Meter hinter ihr und schaut gen Himmel, hoch in das Blätterdach. „Alles okay?“, fragt sie ihn. Ertappt zuckt er zusammen, nuschelt etwas und bedeutet ihr ihm zu folgen. Sie spazieren durch den Wald. Um sie herum ist es still, nur die Vögel und das Knacken ihrer Schritte sind zu hören. Alice durchbricht die Stille. „Es ist mir eingefallen.

Die Legende kam mir doch bekannt vor. Opa hat sie für mich in ein Märchen verwandelt. Es glich eher eine Heldensaga wie Robin Hood.“ „Es gibt einige Varianten und nicht jede handelt von einem riesenhaften Specht“, lacht Phil. Sie laufen zwischen Bäumen hindurch. Nach einer Weile hören sie das Rauschen von Wasser. „Wir nähern uns der Schlucht“, murmelt Phil und bleibt stehen. Alice lauscht und lässt den Blick wandern. Etwas auf einer alten Eiche erweckt ihre Aufmerksamkeit. Sie tritt vor und fährt mit dem Finger über eine Kerbe im Stamm. Es wirkt fast wie ein Symbol. Phil ist weitergegangen und ruft jetzt nach ihr. Er steht oben am Rand der Felskette. Sie eilt zu ihm. Beide blicken nach unten auf den Schwarzbach. Ruhig liegt er da und plätschert leise. Laub- und Nadelbäume säumen das Ufer und überragen die Felsenwand. „Es ist wunderschön hier“, seufzt Alice. Phil nickt unschlüssig und beginnt am Rand der Felsen hinabzusteigen. Sie erreichen das Ufer. Aus dieser Perspektive muss der Maler sein Bild gefertigt haben, denkt Alice. Vor ihnen windet sich der Fluss und verschwindet hinter den Felsen. Es riecht modrig, Frösche quaken. Die Sonne hat sich hinter den Wolken verzogen. Alice bewundert den Flusslauf. „Ich verstehe schon, warum die Menschen hier Angst hatten. So ohne Sonnenschein ist es recht düster. Niemand erkennt, wohin der Fluss führt und dann sind noch seltsame Zeichen an die Felsen und Bäume geritzt“, murrte Phil neben ihr. Alice horcht auf. „Von welchen Zeichen sprichst du?“ Phil deutet auf die Felsen. Alice folgt seinem Arm. Tatsächlich ist es das gleiche Symbol, das sie auch auf dem Baum bemerkt hatte.

„Hier müsste die Stelle sein, die das Gemälde zeigt“, bemerkt Phil mit Blick auf die Landkarte. „Moment, ist das nicht dasselbe Zeichen?“ Alice stutzt. Beide betrachten die Karte und vergleichen



Gustave Courbet
Am Waldrand, um 1856
Öl auf Leinwand

es mit dem Symbol am Felsen. Sie stimmen überein: ein spiegelverkehrtes Z.

Hinter ihnen knackt es im Unterholz. Phil zuckt zusammen, er wird bleich. Es folgt ein lautes Rascheln im Gebüsch. Auch Alice wird unruhig. Sie drehen sich um und beobachten, wie sich der knochige Mann aus dem Rathaus durch die Sträucher kämpft. Er schnauft und klopft sich hängengebliebene Blätter von der Hose. Er schaut die beiden an. Phil ist noch blass, atmet aber auf. Alice ist erleichtert, einen Menschen vor sich stehen zu sehen. Der Mann kommt auf sie zu. „Entschuldigt, wenn ich euch erschreckt habe. Früher hatten wir Macheten dabei, um uns den Weg freizuschlagen.“ Er lacht kehlig. „Mein Name ist Claude“, stellt er sich Alice vor. Verblüfft erwidert sie seinen Handschlag. „Ich hätte nicht gedacht, dass ihr wirklich herkommen würdet. Ich bin sehr lange nicht mehr hier gewesen. Es sieht noch genau wie in meiner Erinnerung aus.“ Abwesend blickt er auf das Wasser. „Ich kannte deinen Großvater“, sagt er an Alice gewandt. Sie hat einen Kloß im Hals. „Wir sind oft hier gewesen damals, als wir noch jung waren. Die Karte, die ihr habt, ist nicht von Maurice. Sie ist viel älter. Selbst sein Vater hatte sie von seiner Mutter vererbt bekommen. Sie waren einige der wenigen, die die Wahrheit kannten und deswegen nie Angst hatten. Hat dein Opa nie Geschichten von den Wäldern hier erzählt? Der

Maurice, den ich kannte, war schon als Kind ein grandioser Märchenerzähler gewesen“, schwelgt Claude in Erinnerung. „Was meinst du damit, sie kannten die Wahrheit? Welche Wahrheit?“, fragt Phil irritiert. „Welche Wahrheit?!“, lacht Claude. „Wie viele Wahrheiten gibt es denn? Glaubst du tatsächlich, ein riesenhafter Specht hatte ab und zu Lust auf Menschenfleisch? Nein, das war nur Tarnung. Eine perfekte Tarnung könnte man sagen. Niemand konnte ahnen, dass es solche Folgen haben würde“, sagt er nachdenklich. „Ich erzähle euch die wahren Geschehnisse, wenn ihr möchtet“, bietet Claude an. Alice nickt, während Phil auf die Felsen starrt. „Es ist schon lange her, lange vor eurer und vor meiner Zeit. Mitte des 19. Jahrhunderts waren es unruhige Zeiten in Frankreich. Die Republik war beendet und Napoleon III krönte sich selbst zum Kaiser. Viele Arbeiter, Bauern, Andersdenkende hatten es nicht leicht. Viele flohen aus den Großstädten, waren fortan auf der Flucht. Einige suchten Schutz in den Wäldern bis sie entdeckt, verraten, aufgespürt und gefangen wurden. So auch hier im Wald. Es war klar, wenn die Falschen sie entdeckten, würde es ihnen ebenso ergehen. Viele Dorfbewohner waren abhängig von der Bourgeoisie oder selbst als Großbauern dem Kaiser treu. Doch die Geflüchteten hatten Glück. Ein Mann - Arthur sein Name - fand das Lager im Wald. Arthur war der sozialistischen Seite



Gustave Courbet
Steinhauer, 1849
Öl auf Leinwand

angehörig. Er half den Menschen, brachte ihnen Lebensmittel und Kleidung. Zusammen mit einem Freund erschuf er die Legende. Mit einer kleinen Gruppe von Unterstützern säten sie Furcht bei den abergläubischen Dorfbewohnern. Sie erfüllten die Nacht mit dröhnenden Hammerschlägen. Derartige Aktionen schürten die Angst, bis sich niemand mehr in die Wälder traute.“ „Und das funktionierte? Waren die Wälder nicht die Lebensgrundlage der Bewohner?“, zweifelt Phil. „Es waren andere Zeiten, die Leute waren misstrauisch und man erzählte, dass Menschen beim Durchqueren des Waldes verschwanden. Wie genau, Jungchen, kann ich dir nicht sagen. Es muss schon eine großartige Inszenierung gewesen sein. Aber es funktionierte. Die Menschen lebten sicher in ihrem Lager. Auf jeden Fall für eine Weile.“ Claude stoppt und scheint sich in seinen Gedanken zu verlieren. „Wie meinst du das?“, holt ihn Phil wieder in die Gegenwart. „Es herrschte Krieg und die Menschen flüchteten in alle Himmelsrichtungen. Die Versorgung brach ab. Viele schafften es nicht“, berichtet Claude mit matter Stimme. „Woher? Woher weißt du das alles?“, fragt Alice leise. Claude strafft den Rücken. Ein Funkeln ist in seinen Augen. „Folgt mir, ich zeige es euch.“ Mit diesen Worten verschwindet er in den Büschen. Alice wirft noch einen Blick auf die Schlucht, bevor sie ihm und Phil durch das Unterholz folgt. Claude kennt eine Abkürzung. Innerhalb kürzester Zeit finden sie sich am Rande des Dorfes wieder. Er führt sie in sein Haus. Es steht zwischen lauter Ruinen. Innen steuert er zielstrebig auf einen großen Schrank zu. Er öffnet die Tür und sichtbar wird ein Gemälde. Es ist das Original zu dem Plakat, das Hugo ihnen gezeigt hatte. Alice seufzt erstaunt. Claude sieht die verdutzten Gesichter und grinst: „Meine Ahnen lebten in dem Lager im Wald. Sie hatten Glück und konnten sich in den Unruhen des Krieges hier niederlassen. Dabei wurde ihnen von Verschiedenen geholfen. Unter anderem von dem Maler dieses Gemäldes, Gustave Courbet. Er war kein Rebell im klassischen Sinne, doch kannte er das Geheimnis der Wälder und unterstützte ihre Hüter. Seht hier!“ Er nimmt eine Lupe und deutet mit ihr auf das Bild. Durch die Lupe erkennen sie das gleiche Symbol wie in der Schlucht und auf der Karte: ein spiegelverkehrtes Z. Erst weicht Alice, danach Phil sprachlos zurück. „Aber...? Sagte Hugo nicht, dass das Bild in Napoleons Privatsammlung hing?“, wundert sich Alice. Claude lacht: „Genau das war die Genialität an der Sache. Courbet war durch und durch Realist. Er musste genau das malen, was er sah. Napoleon hatte also das Versteck und den Zugang zu denen, die er so sehr suchte, direkt vor seiner Nase und trotzdem nie gefunden.“

Am nächsten Tag wartet Alice vor der Bäckerei, als Phil dazukommt. Hier sitzen sie. Hier, wo sie sich auch vor wenigen Tagen trafen. Da waren beide voller Neugier, jetzt ist die Stimmung gedämpft. Er lächelt sie an: „Es ist nicht, wie du erwartet hat-

test.“ Sie sieht um sich und denkt daran, wie schön es hier ist. „Meinst du, wenn die Situation damals anders und die Legende nie nötig gewesen wäre, wäre das Leben heute hier ein Besseres?“ Auch er lässt den Blick schweifen. „Wer weiß das schon. Müssten die Menschen heutzutage nicht über den alten Geschichten stehen?“ Spöttisch zwinkert Alice ihm zu. „Das ist die Urangst, die noch immer in euren Genen steckt“, lacht sie.

So oder so ähnlich könnte es sich ereignet haben. Und obwohl es auch hier zutrifft, dass in jeder Erzählung ein Funken Wahrheit verborgen ist, ist diese Geschichte erfunden.



Gustave Courbet ist 1819 in Ornans, im Osten Frankreichs geboren. Seine Eltern sind verhältnismäßig wohlhabend, sodass sich Courbet der Malerei widmen kann. Während seine frühen Werke der Romantik zuzuordnen sind, wird er heute als einer der Maler des Realismus bezeichnet. Seine Bilder zeigen alltägliche Situationen, wie arbeitende Menschen oder ein Begräbnis. Er malt sie ungeschönt und großformatig. Dies sorgt regelmäßig für Aufsehen. Trotz einiger Kritiker verkauft Courbet viele seine Gemälde, auch außerhalb Frankreichs. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg (1870/71) wird er zu einer hohen Geldstrafe verurteilt und flieht in die Schweiz. Dort verbringt er seine letzten Jahre und verfällt immer mehr dem Alkohol bis er schließlich 1877 stirbt.



Paul Signac,
Port-en-Bessin, Le 14 Juillet, 1884,
Öl auf Leinwand, Holz, 46,4 cm x
60,3 cm,
Saarlandmuseum –
Moderne Galerie Saarbrücken,
Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Das einsame Dorf der Erinnerungen

Diese frei erfundene Geschichte handelt von einem ehemaligen Soldaten namens Paul. Er diente im Deutsch-Französischen Krieg. Bei einer Bombenkollision verliert Paul sein Gedächtnis und kann sich an sein bisheriges Leben nicht mehr erinnern. Seitdem arbeitet er in einer städtischen Fabrik in Lumesville. Dort lebt er alleine in einer Einzimmerwohnung. Bei einem Segelausflug entlang der Küste Frankreichs entdeckt er ein kleines verlassenes Dorf. Es ist das Dorf Port-en-Bessin, dessen Bewohner im Krieg vor feindlichem Militär flüchten mussten. Im Dorf erlangt er seine Erinnerungen zurück und kleinste Details seines früheren Lebens werden ihm schlagartig bewusst. Doch seine Frau, die plötzlich am Brunnen des Marktplatzes steht, stellt sein Leben endgültig auf den Kopf.

Eine Geschichte der Fiktion und Fantasie: Stille! Das Dorf, das einmal Lebensfreude versprühte, war verlassen und menschenleer. Die Sonne, die sich zwischen den großen Wolken ihren Weg bahnte, beleuchtete den kompletten Hafen des kleinen Dorfs Port-en-Bessin. Das ruhige Wasser reflektierte die Sonnenstrahlen, die von den kleinen Häusern am Ufer aufgefangen wurden. Sie waren alt und schienen schon eine Weile dort zu stehen. Flaggen auf Masten wehten im Wind hin und her. Die Farben nebeneinander: Rot, Weiß, Blau. Frankreich. Ein breiter Steg führte vom Hafen in das Innere des Dorfs: In enge Gassen und einen mit bunten Steinen gepflasterten Marktplatz. Vögel flogen aus den verlassenen Häusern in die hügelige Landschaft der Normandie, welche das Dorf umgab. In der Ferne ein kleines Segelschiff. Darauf Paul Bellain, 31 Jahre alt und ehemaliger Soldat des Deutsch-Französischen Krieges. Er war begeisterter Segler, so ziemlich das Einzige, was er noch von sich wusste. Warum er an diesem sonnigen Tag bei einem Segelausflug beschloss, das von weitem erblickte Dorf näher zu erkunden, verstand er selbst nicht.

Es war der 14. Juli 1884 als Paul am Morgen in seiner kleinen Einzimmerwohnung aufwachte. Ein größeres Zuhause konnte er sich nicht leisten. Eine Zeit lang musste er sich die Wohnung sogar mit einem weiteren Mann teilen. Die Zeiten waren nicht einfach und nach dem Krieg fiel es Paul nicht leicht, sich in seinem neuen Leben zurechtzufinden. Er wurde damals als Soldat eingezogen und diente seinem Land an der Front. Kurz vor Kriegsende verlor er durch ein schweres Hirntrauma, das einer Bombenkollision geschuldet war, sein komplettes Gedächtnis. Ab diesem Zeitpunkt konnte er sich an nichts vor seiner Zeit als Soldat erinnern. Paul wurde nach dem Vorfall direkt in einem Krankenhaus einer großen Stadt namens Lumesville behandelt. Seinen Namen sowie seine Herkunft konnte niemand mehr nachverfolgen, denn er wusste ja selbst nichts mehr über sich. So führte ihn sein Weg in ein neues Leben. Ein Leben als Paul Bellain, Arbeiter in einer Fabrik für Metallteile in Lumesville. Er fühlte sich nicht in dieser Arbeit und seine Vergangenheit, die ihm verschleiert blieb, verfolgte ihn immer weiter. „Aber ich bin glücklich und dankbar

am Leben zu sein“, beschwichtigte er sich selbst.

Seine Gedankengänge wurden von lauten Geräuschen einer Parade auf der Straße übertönt. „Stimmt ja, es ist französischer Nationalfeiertag.“ Paul zwang sich aus dem Bett und blickte aus seinem kleinen Fenster auf die Straße. Menschenmassen tummelten sich auf den Gassen und schauten sich die Parade an. Für ihn war das nichts. Zu viele Menschen und viel zu viel Lärm. Paul blieb gerne für sich. Er hatte wenig Kontakt zu anderen Leuten. Vielleicht mal zum Bäcker eine Straße weiter oder zu der Nachbarin, bei der er jeden Sonntag frische Eier kaufte. Aber Freunde waren das nicht, Bekannte vielleicht, das war's. Jeden Nachmittag machte er sich auf den Weg zum Hafen von Lumesville, an dem sein kleines, altes Segelboot angelegt war. So auch an diesem Tag. Segeln war seine große Leidenschaft. Paul liebte das Gefühl der Freiheit, welches ihm die Wellen unter dem Boot und der frische Wind gaben. Am Hafen angekommen machte er alles für seinen täglichen Ausflug bereit und stieg aufs Boot. Aber irgendetwas war heute anders. Normalerweise nahm er immer dieselbe Route. Eine sehr schöne Route. Wenn man Glück hatte, ließen sich einige Delfine beobachten, aber heute zog es ihn in die andere Richtung. „Man muss offen für Neues sein! Ich probiere heute eine mir unbekannte Route aus.“ sagte er. Und so segelte er los.

Das Boot führte ihn an Küsten entlang, die er zuvor noch nie gesehen hatte. Nach einiger Zeit fiel ihm etwas in der Ferne auf. „Sieht aus wie ein altes Dorf, aber es wirkt so menschenleer“, dachte Paul. Friedlich und einsam stand das Dorf am Rande eines kleinen Hafens, umgeben von Hügeln. Paul beschloss, es sich näher anzusehen.



Paul Signac
Cassis, Cap Lombard
Opus 196, 1889
Öl auf Leinwand, 100cm x 84cm
Kunstmuseum Den Haag

Am Ufer angekommen machte er sein Boot fest und betrat vorsichtig das fremde Territorium. Kurz bereute er seine Entscheidung, entschied sich jedoch das Dorf genauer zu erkunden. Ein mulmiges Gefühl durchdrang seinen Körper, als er sich die alten Häuser von außen anschaute. Er erkannte, dass das Dorf wirklich verlassen und leer zu sein schien. Viele Gedanken schossen durch seinen Kopf: „Wurde das Dorf im Krieg bombardiert und niemand hatte überlebt? Dafür sieht es aber nicht zerstört aus. Alles ist intakt. Die Häuser sind unversehrt, Wege und Straßen nicht beschädigt. Zumindest nicht auf den ersten Blick.“ Er bahnte sich seinen Weg weiter in das Dorf hinein, durch enge Gassen, die leicht vom Sonnenlicht beleuchtet wurden. Paul bekam die Frage nicht aus dem Kopf, was hier passiert sei. Gleichzeitig beschlich

Bewohner des Hauses beeilt und wollten schnell die Flucht ergreifen oder es waren Plünderer unterwegs gewesen, die die Kleidung in dem bereits verlassenem Dorf eingesammelt hatten, um sie auf dem Markt weiter zu verkaufen. Paul verließ das Haus und ging die Gasse weiter entlang. An deren Ende eröffnete sich vor ihm ein großer Marktplatz. Er betrachtete diesen näher. Die Mitte des Platzes war mit einem großen Brunnen geschmückt. Um ihn herum Pflastersteine, die in den verschiedensten Farben in der Sonne leuchteten. Paul näherte sich dem Brunnen. Ihn schmückte eine große Inschrift: Port-en-Bessin.

Plötzlich passierte etwas. Eine Welle von Erinnerungen schoss durch seinen Kopf. Das war sein Dorf. Das war seine Heimat. Hier ist er aufgewachsen. Seine Knie gaben nach und er sank zu



Paul Signac
Stilleben mit Buch, 1883
Öl auf Leinwand
Alte Nationalgalerie

ihn das Gefühl, er wäre hier schon einmal entlanggelaufen. Vielleicht als Soldat bei einem Einsatz vor seinem Unfall? Er riskierte einen Blick in eines der Häuser. Die Tür stand halb offen. Der Besitzer war wohl nicht darum bemüht gewesen, die Tür vor seinem Verschwinden zu schließen. Das war kurios, denn das Haus war noch vollständig möbliert. Auf dem Herd standen Töpfe und das Bett war nicht gemacht, als hätte man das Haus nur kurz für eine Erledigung verlassen. Erneut die Frage in Pauls Kopf: „Wieso ist das Dorf leer?“ Er verstand es nicht. Er wanderte die Gasse weiter entlang und beschloss, ein anderes Haus näher zu betrachten. Auch dieses war noch vollständig möbliert. Das Einzige, was ihm auffiel: Der Kleiderschrank war leergeräumt. Entweder hatten sich die

Boden, hinunter auf die bunten Pflastersteine. Als Kind hatte er hier immer mit seinen Freunden nach der Schule gespielt. Immer dasselbe Spiel, aber es wurde nie langweilig. Man durfte nicht auf die roten Pflastersteine treten, denn diese bedeuteten Feuer und dann verlor man das Spiel. Auf dem Platz hatte er sehr viel Zeit verbracht. Jeden Mittwoch schickte ihn seine Mutter als Kind dort auf den Markt, der täglich aufgebaut wurde. Seine Eltern. Sie waren immer sehr gutherzig, an mehr konnte er sich nicht erinnern. Er lag immer noch auf den bunten Pflastersteinen, durchdrungen von Überwältigung und Angst, denn das große Loch voller verllorener Erinnerungen blieb in seinem Kopf verankert. Einzelne Fetzen seiner Kindheit kamen zwar langsam zurück, doch alle weiteren Erinne-

rungen blieben unerkennbar für ihn. „Wer waren seine Eltern? In welchem Haus hatte er gelebt? Hatte er nur seine Kindheit oder sein ganzes Leben vor dem Krieg hier verbracht? Hat er vielleicht Kinder, eine Frau und wo waren sie jetzt alle?“ Tausende Fragen schallten durch seinen Kopf und plötzlich wurde ihm schwarz vor Augen. Als er wieder zu sich kam, ging die Sonne bereits unter. Paul wusste, er musste gehen. Nachts konnte das Meer tückisch sein. Er raffte sich auf und lief über den Platz, durch die Gasse zurück an den Hafen und zu seinem Boot. Beim Ablegen blickte er zurück zum Dorf. Er würde wiederkommen.

Am nächsten Morgen wachte Paul unruhig auf. Sein Kopf war schwer. Er hatte kaum ein Auge zugeht. Zum Glück hatte er heute frei und musste nicht arbeiten. Deswegen machte er sich auf den Weg ins Rathaus von Lumesville, um mehr über Port-en-Bessin und vielleicht auch über sich selbst herauszufinden. Dort angekommen, fragte er eine nette Mitarbeiterin nach Dokumenten oder Aufzeichnungen von benachbarten Dörfern. Sie führte ihn durch einen langen Flur und anschließend hinunter ins Kellergewölbe. „Welches Dorf suchen Sie?“, fragte sie ihn, als sie versuchte eine alte Holztür zu öffnen. „Port-en-Bessin“, antwortete Paul. „Achja, Port-en-Bessin! Ein wirklich schönes Dorf! Schade, dass dort niemand mehr lebt. Dabei ist es noch vollständig erhalten“, bedauerte sie. Paul erzählte ihr von seiner Entdeckung und seiner Lebensgeschichte, soweit er sich erinnern konnte natürlich. Es war das erste Mal, dass er sich jemand Fremden anvertraute. Die Mitarbeiterin erzählte ihm: „Port-en-Bessin ist ein sehr altes Dorf. Wenn Sie wirklich dort aufgewachsen sind, dann hatten Sie viel Glück. Es war bekannt für den großen Marktplatz und die Gastfreundlichkeit der Leute. Während des Kriegs sollte das Dorf eingenommen werden. Zum Glück erfuhren die Bürger rechtzeitig davon und ergriffen in Panik und Eile die Flucht. Viele flohen in Booten über das Wasser, bevor das feindliche Militär das Dorf erreichte. Am Fluchttag war es jedoch sehr stürmisch und es ist leider nicht bekannt, was mit den meisten der Bewohner passiert ist. Die Menschen, die es nicht rechtzeitig aus dem Dorf schafften, wurden anscheinend vom Militär mitgenommen. Sie wollten Geiseln als Hilfe zur Durchsetzung von Forderungen an Frankreich. Viele sind an diesem Tag ums Leben gekommen.“ Paul war entsetzt. Es blieb für ihn unfassbar, zu was Menschen im Krieg getrieben wurden. „Aber das Dorf ist noch komplett erhalten. Wieso sind die Bewohner nie zurückgekehrt?“, fragte er. „Niemand ist zurück gegangen, weil alle in die Städte geflohen sind. Sie können sich vorstellen, wenn Sie plötzlich aus ihrem Haus fliehen müssen, dann nehmen Sie nur das Wichtigste mit, den Rest müssen Sie wieder von Neuem aufbauen. Die Menschen waren also schnell auf Arbeit angewiesen, die es zurzeit nur noch in städtischen Fabriken gibt. Das Überleben in klei-

nen Dörfern wird immer schwieriger“, antwortete sie. „Das stimmt, ich arbeite ja auch in einer Fabrik“, dachte Paul. Die Mitarbeiterin führte ihn in den Raum hinter einer Holztür. Er war alt und es roch modrig. Aus einer Ecke kramte sie eine kleine Kiste hervor und stellte sie auf den kleinen Tisch in der Mitte des Raums. „Das sind alle Dokumente, die ich zu Port-en-Bessin habe. Es ist nicht sonderlich viel, aber ich hoffe, Sie werden darin fündig! Ich für meinen Teil muss mich jetzt verabschieden und weiterarbeiten. Falls Sie weitere Hilfe benötigen, bin ich oben“, sagte sie freundlich und ging aus der Tür.

Paul war nun allein. Allein mit dieser Kiste, die ihm womöglich etwas mehr über seine Vergangenheit verraten konnte. Er griff nach ihr und zog sie zu sich. Sie war mit Dokumenten, Bildern und ein paar Büchern gefüllt. Ganz oben lag ein Dokument mit der Inschrift „Register“. Er öffnete es. Ein Register aller Bewohner von Port-en-Bessin. Er las Name für Name sorgfältig durch, immer und immer wieder, in der Hoffnung, ein Name würde in ihm eine Erinnerung auslösen, so wie bei den Pflastersteinen. Aber nichts geschah. Er kramte weiter in der Kiste und entdeckte einige Bilder von Menschenmassen auf dem Marktplatz, Menschen vor ihren Häusern, Menschen beim Angeln und ein Bild von ihm selbst am Hafen. Das war wirklich er! Nicht ganz so alt, zwanzig vielleicht. Dünn und groß gebaut in einer kurzen Hose, Hemd und Hut. Das Bild muss vor seinem Einzug in den Krieg entstanden sein. Neben ihm war ein älterer Mann. Sein Vater? Sie waren beide an ein Boot angelehnt, als würden sie sich gleich auf eine Segeltour begeben. Er drehte das Bild um, Marcus Schéré und Gustav Schéré. Diese Namen hatte er im Register doch gerade eben gelesen. Schnell griff er nach dem Register und blätterte zur Seite mit „S“ als Anfangsbuchstabe des Nachnamens und da standen sie. Alles war aufgezeichnet. Gustav und Marie Schéré hatten einen Sohn namens Marcus. Das war wohl er. Doch die zwei angefügten Zeilen darunter ließen ihn erstarren. Er hatte eine Frau und zwei Kinder. Ihn überkam ein Gefühl von Wärme. So etwas hatte er schon lange nicht mehr gespürt. Doch Erinnerungen blieben aus. Weder das Bild mit seinem Vater noch die Tatsache, dass er eine Frau und zwei Kinder hatte und endlich seinen wahren Namen kannte, brachten außer Hoffnung nichts in ihm hervor. Neben Hoffnung kam Verzweiflung in ihm auf. „Da ist jemand, der vielleicht noch auf mich wartet! Aber wo finde ich sie, wenn ich mich nicht erinnern kann“, dachte er. Er packte alle Dokumente, Bilder und Bücher zurück in die Kiste. Nur das Bild mit seinem Vater steckte er schnell in seine Jacke. Beim Verlassen des Rathauses grüßte er ein letztes Mal die nette Mitarbeiterin und machte sich auf den Weg zu seinem Boot. Dort angekommen begab er sich wieder auf den Weg nach Port-en-Bessin, denn es könnte die Chance bestehen, dass er sich dort nochmal an

etwas erinnert. Das hoffte er zumindest.

Als er dem kleinen Hafen erneut näherkam, entdeckte er ein weiteres Boot, das am Ufer festgemacht war. Paul oder Marcus - er wusste selbst nicht mehr wie er sich nennen sollte - stellte sich die Frage, wessen Boot das sein könnte. Er entschied etwas vorsichtiger zu sein, denn womöglich waren es Plünderer oder vielleicht auch jemand, der das Dorf zufällig entdeckt hatte. Er machte sein Boot etwas außerhalb des Hafens fest, um sich versteckt zu halten.

Zuerst wollte er nach seinem ehemaligen Haus suchen, wo er womöglich mit seinen Eltern, vielleicht auch mit Frau und Kindern, gelebt haben könnte. Instinktiv ging er wieder die lange Gasse entlang, bog aber nach dem Haus, in dem er gestern gewesen war, rechts ab. Danach lief er weiter geradeaus, bog wieder nach rechts ab und blieb abrupt vor einem gelben Haus stehen. Wieder durchlief ihn ein vertrautes Gefühl und er beschloss hineinzugehen. Auch dieses Haus war wie die anderen noch vollständig möbliert. Zunächst betrat

er einen Eingangsbereich mit einer Garderobe, an der Erwachsenen- und Kinderjacken hingen. Von der Garderobe wurde der Besucher des Hauses direkt in die Küche geleitet. Ein Esstisch mit sechs Stühlen stand mittig im Raum. Eine große Familie schien hier gelebt zu haben. Er folgte der Tür des Eingangsbereichs und erreichte das nächste Zimmer, welches sich als Schlafzimmer erwies. Es war ganz schlicht eingerichtet. Ein Bett und an der Seite zwei Kommoden, deren Schubladen halb offenstanden. Er näherte sich den Schubladen und versuchte sie etwas mehr zu öffnen. Ihm offenbarten sich Bilder. Es waren Bilder von ihm, einer Frau und zwei kleinen Jungen. Wieder durchfuhr ein heftiger Stoß seine Gedanken und seine Erinnerungen kehrten plötzlich und geballt zurück. Sein Name war Marcus Schéré. Sein ganzes Leben hatte er in Port-en-Bessin verbracht. Seine Eltern waren Fischverkäufer auf dem Markt. Dadurch entwickelte er auch seine Liebe fürs Segeln. Schon sehr früh nahm ihn sein Vater auf Angel- und Segelausflüge mit. Marcus erinnerte sich an

seine Schulzeit, in der er unter anderem seine Frau Madeleine kennenlernte. Nach der Schule hatte er eine Lehre zum Tischler gemacht und half nebenbei seinen Eltern auf dem Markt aus. Nach der Heirat mit Madeleine bekamen sie zwei Jungs - Zwillinge. Sie lebten alle zusammen hier in diesem Haus, bis er als Soldat einberufen wurde.

All diese Gedanken flogen ihm durch den Kopf. Er war wie gelähmt und konnte es kaum fassen. So viele Jahre hatte er auf die Rückkehr seiner Erinnerungen gehofft, das Loch, das sich nie mehr zu füllen schien. Und jetzt war unerwartet und schlagartig alles wieder da. Marcus wusste nicht, wie lange er so erstarrt dastand. Ihm war klar, dass er seine Familie suchen und herausfinden musste, was mit ihr passiert war. Doch wie? Ihm fiel das Namensregister wieder ein. Warum hatte er nicht direkt im Rathaus nach ihnen gefragt? In der Kommode fand er weitere Bilder von seinen Kindern und seinen Eltern, auf Segelausflügen oder im Dorf. Er griff nach ihnen und wollte schnell raus aus dem Dorf, zum Rathaus von Lumesville, um noch mehr herauszufinden. Marcus schien



Paul Signac
Frauen am Brunnen, 1892
Öl auf Leinwand
Musée d'Orsay

panisch und hektisch zu sein, was er im ersten Moment aber nicht begriff. So verließ er das gelbe Haus und ging mit hastigen Schritten zurück. Erst links, dann nochmal links, doch stopp. Bevor sein Blick durch die lange Gasse vom Marktplatz weiter Richtung Hafen wanderte, schaute er hinter sich. Auf dem Marktplatz stand eine Frau am Brunnen. Sie drehte sich um. Es war Madeleine. Noch nie in seinem Leben rannte er so schnell. Beide fielen sich in die Arme und konnten nicht glauben, dass so etwas noch geschehen würde. Madeleine rang nach Worten, doch ihre Stimme versagte. Sie verspürten Glück sich wiedergefunden zu haben und blieben für eine lange Zeit ineinander umschlungen am Brunnen stehen. „Ich dachte, du bist tot!“, sagte Madeleine. Erst in diesem Moment fiel Marcus ihre kuriose Kleidung auf. Sie trug eine blaue Hose und ein kurzärmeliges Oberteil mit buntem Muster. Er hatte so etwas noch nie zuvor gesehen. Er dachte sich, dass dies keiner Kleidung entsprach, die Frauen zurzeit trugen. Zurück aus seinen Gedanken in der Realität, erzählte Marcus ihr seine Geschichte vom Gedächtnisschwund, wie er danach gelebt hatte und wie er sein Gedächtnis wieder zurückbekam. Es fühlte sich für ihn an, als wären sie niemals getrennt gewesen. „Aber wo lebt ihr jetzt? Wo sind meine Eltern und die Kinder? Was ist bei eurer Flucht passiert? Mir wurde erzählt, es hätte einen riesigen Sturm gegeben und viele wären ums Leben gekommen?“, fragte er zwar vorsichtig, doch gleichzeitig wissbegierig. „Als wir von dem Angriff erfuhren, suchten alle schnell ihre Sachen zusammen. Auch deine Eltern und ich mit den Kindern. Keine Sorge, es geht uns allen gut. Sogar mehr als das. Nur du hast uns so gefehlt! Wir wollten mit dem Boot flüchten, doch eine alte Dame, die noch nie jemand zuvor gesehen hatte, führte uns zum Marktplatz. Du wirst es kaum glauben, aber sie war eine Hexe. Sie öffnete ein magisches Portal, durch das alle Bewohner hindurch gingen. Es führte uns in die Zukunft, ins Jahr 2002“, sagte Madeleine. Marcus verstand nichts mehr. „Wir leben in einem großen Haus. Wir fahren Autos und haben Fernseher und Telefone ohne Kabel zu Hause!“, erzählte seine Frau. In seinem ohnehin schon vollen Kopf stapelten sich Fragen: „Was sind Autos oder Fernseher oder wie zur Hölle funktionieren kabellose Telefone?“ „Wir haben nach dem Krieg nie erfahren, was mit dir geschah. Ich komme seit deinem Verschwinden einmal die Woche zurück und warte hier am Brunnen, in der Hoffnung, du tauchst vielleicht auf. Und heute ist es soweit! Ich weiß, du hast viele Fragen, aber lass es mich dir zeigen! Du willst doch sicher deine Kinder wiedersehen!“, sprach Madeleine. Marcus konnte kein Wort von sich geben. Er war geschockt von der Situation und fühlte sich erneut wie gelähmt. Aber er würde überall mit Madeleine hingehen. Auch durch dieses sogenannte Portal. Zurück zu seinen Eltern und zurück zu seinen Kindern, um die ganze verlorene Zeit aufzuholen.

Madeleine sah Marcus an. Er war nach wie vor erstarrt, zeigte in seiner Mimik aber keinen Widerstand gegenüber den Worten seiner Frau. Sie kramte einen weißen Stift aus ihrer Tasche, mit dem sie etwas auf den Brunnen schrieb. Die Steine aus dem Brunnen wanderten auf zauberhafte Weise in den Himmel und bildeten ein großes Tor oberhalb des Brunnens. Wohin das Tor führte, war nicht zu sehen, es war dunkel darin. Ein letztes Mal blickte Marcus hinter sich, dann zu seiner Frau, die ihn zuversichtlich ansah. Sie griffen sich an den Händen. Und so gingen beide gemeinsam durch das Portal und verschwanden darin.

Weiterführende Literatur:

Zibelius Fine Art (o.J.), *Paul Signac 1863-1935*, Onlinequelle, erreichbar unter: <https://www.paul-signac.net/de/de/biografie-paulsignac.html>; Abruf am 16.05.2020.



Paul Signac wird 1863 in Paris geboren. Er ist ein französischer Maler und ein bedeutender Vertreter des Neo-Impressionismus. Er studiert zunächst Architektur, entscheidet sich jedoch mit 18 Jahren, nach dem Besuch einer Ausstellung von Claude Monet, sein Leben der Malerei zu widmen. Signac malt vor allem Landschaftsmotive, die meist in hellen und leuchtenden Farben strahlen. Besonders interessieren ihn Segelschiffe und Häfen. Er selbst ist begeisterter Segler. Zu Lebzeiten bekommt Signac bereits viel Anerkennung. So wird er erst zum „Ritter der Ehrenlegion“, dann zum „Offizier der Ehrenlegion“ und anschließend zum „Kommandeur der Ehrenlegion“ ausgezeichnet. Er stirbt 1935 in Paris.



Franz Marc, Blaues Pferdchen, Kinderbild, 1912
Öl auf Leinwand, 58x73 cm
Saarlandmuseum – Moderne Galerie Saarbrücken
Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Das Tagebuch des Blauen Pferdchens

Seit seiner Geburt hat das Blaue Pferdchen schon viel Aufregendes erlebt. Von 1912 bis heute sind mehr als 100 Jahre vergangen. Anhand der neu entdeckten Tagebücher des Blauen Pferdchens haben wir die Möglichkeit, einen nie dagewesenen Blick auf die Welt durch seine Augen zu werfen:

Gedanken zu seinem Schöpfer Franz Marc, die ersten Erkundungen des Lebensraums, einzelne Episoden aus seinem Alltag - etwa das Kennenlernen von Walter Macke oder sein Ausflug nach Paris.

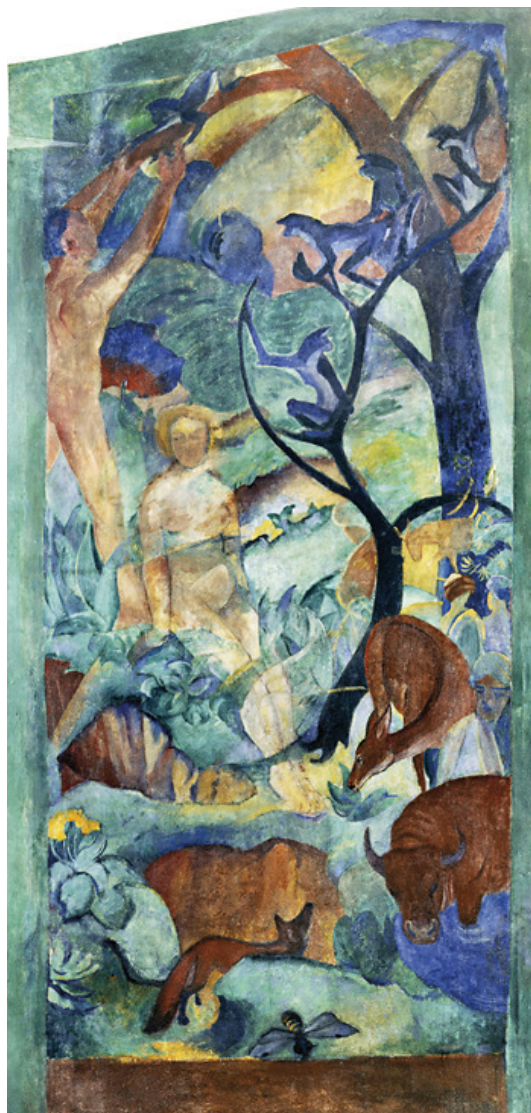
Gemeinsam mit dem Blauen Pferdchen reisen wir durch die Zeit. Die Grundlage der einzelnen Geschichten bildet die Provenienzforschung. Anhand historischer Fakten spannen sich Gefühlswelten auf, welche zum Eintauchen, Nachdenken und Fantasieren anregen. Natürlich sind die Geschichten frei erfunden, doch könnten sie sich nicht genau so zugetragen haben?

Ende September 1912: Die Geburt

Vor zwei Tagen bin ich hier gelandet. Ein seltsamer Ort, der sich in den letzten Tagen immer wieder veränderte. Als ich hier ankam, war alles weiß. Nach und nach tauchten farbige Gebilde an unterschiedlichsten Stellen um mich herum auf. So stehe ich inzwischen in einer bunten Landschaft. Hinten rechts ist ein massives grünes Gebirge zu sehen, welches mit bedrohlich blauen Kanten über allem thront. Schaue ich weiter nach links, sehe ich ein gelbes Gebiet, welches vielleicht Wolken sein könnten. Es geht nahtlos in das Gebirge über. Hinter mir, oberhalb meines Rückens, ragt ein komisch anmutender Baum in die Höhe. Er ist unten gelblich und verfärbt sich nach oben hin immer mehr in ein dunkles Grün. Er hat eine ungewöhnliche Form für einen Baum. Ich selbst stehe am Fuße eines roten Hügels. Er ist bedeckt von einem kleinen weißen Feld. Es beginnt hinter meinem Rücken und erstreckt sich bis zu meinen Beinen. Ich bin mir nicht sicher, ob es Schnee oder etwas Anderes ist. Das Ende des roten Hügels kann ich auf der linken Seite nicht sehen. Er scheint sich endlos durch die Landschaft zu winden. Auf der rechten Seite jedoch flacht er zum Gebirge hin ab. Direkt vor meinen Hufen ist ein kleines Grasbüschel. Bisher habe ich mich noch nicht getraut, es zu probieren. Seine blaue und dunkelgrüne Farbe lässt mich jedoch vermuten, dass es sehr saftig ist. Direkt neben dem Gras ist ein kleiner blauer Fluss. Er schlängelt sich um den Hügel herum und verschwindet hinter mir in der Ferne. Ich vermute, er entspringt im grünen Gebirge. Das Wasser ist kalt und klar. Leider habe ich bisher noch niemanden zum Spielen gefunden. Es scheint mir, als wäre ich das einzige Lebewesen hier.

Wenn ich durch das Fenster vor mir hinaus schaue, sehe ich in eine andere Welt. Dort ist ein Raum, scheinbar ein Atelier. Auf einem Holztisch stehen verschiedene Farben in Tuben und Dosen. Daneben stapeln sich unbemalte Leinwände. Auf

der Wand gegenüber befindet sich ein großes, noch unvollendetes Bild. Es ist in Blautönen gehalten.



Franz Marc und August Macke
Paradies, 1912
LWL-Landesmuseum für Kunst und
Kulturgeschichte, Münster

ten. Ich sehe einen nackten Mann und eine Frau sowie einen Baum und ein paar Tiere. So stelle ich mir das Paradies vor. Von Zeit zu Zeit kommen zwei Männer in das Atelier. Ich versuchte sie anzusprechen, doch sie scheinen mich nicht zu hören. Sie bemalen mit Pinsel und Farbe die Wand.

Ende September 1912: Ein erster Ausflug

Heute bin ich auf den roten Hügel galoppiert. Dahinter spannt sich bis zu den grünen Bergen eine riesige Ebene auf. Der Fluss entspringt wie vermutet dem Gebirge. Drei kleine Seen mit kristallklarem, blauem Wasser werden von ihm gespeist. Entlang der vielen Ufer wächst Schilf in schillernden Farben von Rot über Orange bis hin zu Violett. Am Fuße des Gebirges steht ein beeindruckender Wald. Unzählige Bäume, wie der auf dem roten Hügel, stehen dicht an dicht nebeneinander gedrängt. Es scheint ein sehr alter Wald zu sein. Er löst eine gewisse Faszination in mir aus.

Der Abstieg vom Hügel hinunter in die Ebene war beschwerlich. Während der Hügel auf der Vorderseite einen leichten Aufstieg über Felder und Wiesen ermöglicht, erfordert der Abstieg höchste Aufmerksamkeit. Der felsige Hang ist über und über mit losem Geröll bedeckt. Schritt für Schritt wagte ich mich voran, immer darauf bedacht, nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Unten angekommen, entschädigte ein erfrischendes Bad im größten der drei Seen alle Strapazen. Ich tollte wie wild herum und genoss den Tag in vollen Zügen. Zu meinem Bedauern traf ich am See keine anderen Tiere. Es kann doch nicht sein, dass ich das einzige Lebewesen hier bin! Ich begab mich, nachdem ich von der Sonne getrocknet war, auf den Weg in Richtung Wald. Wenn nicht dort, wo sonst sollte ich andere Tiere finden können? Die Bäume standen so dicht an dicht, dass ich zunächst keinen Eingang in den Wald fand. Erst nach einiger Zeit entdeckte ich einen schmalen Pfad hinein. Das Laub raschelte unter meinen Hufen. Sonst war nichts zu hören. Neugierig spähte ich hinter jeden Baum, jeden Strauch und jeden Busch. Niemand war zu sehen. Enttäuschung breitete sich in mir aus. Sie wurde zwar von dem schönen Tag etwas gemildert, konnte jedoch nicht gänzlich überdeckt werden.

Anfang Oktober 1912: Mein Schöpfer

In den letzten Tagen war ich noch ein paar Mal im Wald und an den drei Seen. Doch auch auf diesen Erkundungen konnte ich keine anderen Tiere finden. Es scheint mir, als bliebe mir nichts anderes übrig, als mich mit den Männern aus dem Atelier vor meinem Fenster näher zu beschäftigen. Den einen, er wird Franz gerufen, schätze ich auf circa 30 Jahre. Er hat ein kantiges Gesicht mit einer langen spitzen Nase. Sein dunkles, kurzes Haar versteckt er immerzu unter einer braunen Fellkappe. Einzig seine weit über die Wangen hinab reichenden Koteletten und großen Ohren sind zu

sehen. Seine Lippen sind schmal und gerade. Um den Mund herum hat er ein paar Lachfalten. Zum Malen trägt er einen mit vielen Flecken übersäten alten Kittel. Wenn er nicht malt, trägt er gute Kleidung. Manchmal sehe ich ihn sogar in einem fein karierten Anzug mit passender Weste. Darunter trägt er dann ein weißes Hemd mit Krawatte. In seiner Westentasche steckt eine kleine Taschenuhr. August, so heißt der andere der beiden, ist etwas kleiner und hat ein runderes Gesicht. Er hat kurze braune Haare und trägt einen Hut. Die beiden scheinen gute Freunde zu sein.

Während Franz malt, ist er in einer komplett anderen Welt. Er ist ruhig und fokussiert, blendet alles um sich herum aus. Er scheint glücklich dabei zu sein. Wenn er eine Zeit lang gemalt hat, tritt er immer drei Schritte zurück und betrachtet das Werk genau. Mit dem Pinsel in der rechten Hand sucht er Stellen, mit denen er nicht zufrieden ist. Sobald er eine entdeckt, tritt er eilig wieder an das Bild heran. Wenn er mit der Überarbeitung fertig ist, geht er wieder drei Schritte zurück. So geht das ständig hin und her, aber irgendwann legt er den Pinsel doch zur Seite. Je nachdem, ob er zufrieden ist oder nicht, landet der Pinsel manchmal etwas unsanft im Waschbecken.

Anfang Oktober 1912: Der Beginn einer Freundschaft

Kurz nach Mittag kam Franz eilig in das Atelier. Er nahm ein Tuch und hängte es direkt vor mein Fenster. Ich konnte nicht mehr sehen, was mit mir geschah. Ich wurde hochgenommen und in ein anderes Zimmer gebracht. Dort stellte Franz mich an eine Wand gelehnt auf dem Boden ab. Als das Tuch wieder entfernt wurde, saß direkt vor mir auf dem Boden ein kleines zweijähriges Kind. Es war ein kleiner Junge. Mit seinen blauen Augen schaute er mich fasziniert an. Sein Name ist Walter, wie ich später erfuhr. Es dauerte eine kurze Weile, dann begann er mit seinen zarten Händen auf mich zu zeigen und freudig quietschend „Pferd! Pferd!“ zu rufen. Er versuchte mich zu streicheln, doch das Fenster zwischen seiner und meiner Welt verhinderte es. Dies hielt ihn aber nicht davon ab, breit grinsend weiter zu machen. August, Franz und Elisabeth - Augusts Frau - schauten amüsiert dabei zu. Es war ein schöner Moment. Die Erwachsenen unterhielten sich noch einige Zeit. Sie sprachen über ihre Reise nach Paris, über den lehrreichen Besuch von Franz und August bei Familie Delaunay, darüber wie enttäuschend der Herbstsalon gewesen war und über andere Erlebnisse der letzten Wochen. Am Abend, als Franz wieder nach Hause reiste, brachte August mich und Walter in das Kinderzimmer. Er fragte Walter, ob sie das neue Bild über seinem Bett aufhängen sollten. An einem Nagel, den er schnell in die Wand schlug, fand ich somit meinen Platz. Er legte Walter in sein Bett und sang ihm ein Schlaflied vor. Nachdem er eingeschlafen war, stand August leise auf und

löschte im Hinausgehen das Licht.

08.02.1913: Wolfgangs Geburt

Mitten in der Nacht weckte mich ein schmerz erfüllter Schrei. Es klang wie die Stimme von Elisabeth. Walter weinte. Er musste von dem Schrei aufgewacht sein. Das müssen die Wehen sein, von denen die letzte Zeit so viel gesprochen wurde. Walter bekommt nämlich ein Geschwisterchen. Elisabeth war die letzten Monate immer runder geworden. Walter durfte seine Hände auf ihren Bauch legen, um zu fühlen, ob er etwas vom Baby spüren kann. Zu schade, dass ich das nicht kann. Ich hätte gerne gefühlt, wie neues Leben entsteht. Nun war es also soweit!

Etwa zwei oder drei Stunden müssen vergangen sein. Elisabeth schrie und stöhnte in regelmäßigen Abständen, bis vor wenigen Minuten das Weinen eines Babys das Haus erfüllte. August kam mit eiligen Schritten in unser Zimmer und drückte Walter an sich. „Du hast jetzt einen Bruder“, sagte er. Er heißt Wolfgang. Ich bin unschlüssig, was ich davon halten soll. Ich freue mich zwar für die Familie Macke, doch habe ich zeitgleich Sorge, ob Walter mir trotzdem noch so viel Beachtung schenkt wie bisher. Jeden Tag erzählt er mir seine Erlebnisse, Geschichten und auch so manches Geheimnis. Es ist mir jedes Mal eine große Freude, ihm zuzuhören. Ich verstehe zwar nicht alles seiner kindlichen Sprache, doch das macht nichts.

21.08.1916: Ein Tag aus Walters Leben

Vorhin kam Walter ganz aufgeregt nach Hause. Er hatte beim Spielen mit seinem Freund Helmut einen Zinnsoldaten gewonnen. Er zeigte ihn mir stolz und schoss im Spiel damit wild um sich.

Seine Mutter betrat, vom Lärm angelockt, das Zimmer. Sie lächelte, konnte jedoch nicht überspielen, dass sie mit ihren Gedanken mal wieder bei August war. Es hätte ein schöner Familientag sein können, doch August ist nicht mehr da. Er fiel, wie so viele, dem Krieg zum Opfer. In einem kurzen Brief hatte man Elisabeth damals mitgeteilt, dass ihr Mann am 26.09.1914 in der Champagne sein Leben ließ. Sie nahm Walter kurz in den Arm, löschte das Licht und ging wieder nach draußen.

Vor dem Einschlafen erzählte mir Walter, wie jeden Abend, was er heute erlebt hatte. Er war wieder draußen auf dem Feld von Bauer Lammert gewesen, die Ernte einholen. Das Essen wurde in den Kriegstagen immer knapper und die Jungen mussten mit anpacken. Heute hatte er vier Säcke voll Kartoffeln gesammelt. Zum Dank bekam er vom Bauer ein paar Eier und Kartoffeln geschenkt, welche seine Mutter gleich als Abendessen verwendete. Es gab Bratkartoffeln mit Spiegelei. Nach dem Essen hatte er draußen noch kurz mit Helmut gespielt. Als es Zeit wurde, zu Bett zu gehen, kamen wie jeden Abend Elisabeth und Helmut Mutter auf die Straße, um die beiden nach Hause zu rufen.

28.12.1925: Walters Geheimnis

Walter sitzt mal wieder auf seinem Bett. Er schreibt Tagebuch und fertigt Skizzen an. Mir scheint, als wolle er in die Fußstapfen seines Vaters treten. Er fehlt ihm. Seit Mitte August erzählt Walter mir von einem Mädchen. Gabriele heißt sie. Sobald er anfängt über sie zu sprechen, wird er ganz aufgeregt. Seine Stimme wird dabei immer schneller und überschlägt sich. Ihre braunen Augen haben es ihm spürbar angetan. Ich hatte bisher nichts



Franz Marc, Zwei Frauen am Berg, 1906, Galerie Stangl

über sie geschrieben, da ich es für eine Albernheit von Walter hielt. Doch es scheint mehr dahinter zu sein. Anfang September war sie das erste Mal hier. Sie hatten sich zusammen Walters Skizzenbücher angeschaut. In den Wochen danach trafen sich die beiden immer öfter. Walter brachte Gabriele zum Geigenunterricht und holte sie dort auch wieder ab. Als er sie Anfang November einmal von der Schule abholte, erfuhr Gabrieles Mutter erstmals von ihm. Sie sagte nichts, was Walter zunächst etwas verunsicherte, letztendlich aber als positives Zeichen deutete. Wenn sie ihn erkannt hatte, musste sie gewusst haben, dass er Gabriele nichts Schlechtes will. Heute haben sich die beiden das erste Mal geküsst. Walter ist völlig durch den Wind. Er redet pausenlos von Gabriele. Von ihren Augen, den schönen Brauen darüber. Wie betörend doch ihre Stimme sei und überhaupt, dass von ihr ein bestimmter Reiz ausgehe. Ich soll auf keinen Fall Elisabeth etwas davon verraten. Sie weiß von nichts, glaubt Walter zumindest. Wie sehr er sich doch täuscht. Ich glaube, die ganze Familie weiß es bereits. Sie spielen das Spiel nur ihm zuliebe mit.

02.03.1927: Bettruhe

Seit ein paar Tagen geht es Walter schlecht. Er wachte eines Morgens mit Fieber auf. Er klagte über Übelkeit und dass ihm das Schlucken

Schmerzen bereite. Elisabeth verordnete ihm Bettruhe. Sie kochte Suppe und brachte sie ihm. Mit der Zeit wurde Walter immer schwächer. Zu Beginn der Krankheit konnte er immerhin noch zeichnen. Seit gestern ist er jedoch so schwach, dass ihm seine Mutter das Essen in den Mund schieben muss. Über Nacht hatte sich sein Zustand nochmals verschlechtert. Er wachte heute Morgen mit Schüttelfrost und Gliederschmerzen auf. Dr. Dostal, der eilig hinzugerufen wurde, vermutet eine Erkrankung an Scharlach. Wenn es bis heute Abend nicht besser ist, muss er in ein Krankenhaus gebracht werden, meinte er. Seine Mutter und Wolfgang kümmerten sich so gut es ging um ihn. Als er gegen Mittag zudem noch einen Ausschlag bekam, brachte Elisabeth ihn sofort ins Krankenhaus. Am Abend konnte ich ein Gespräch auf dem Gang zwischen Wolfgang und Elisabeth mithören. Walter müsse über Nacht im Krankenhaus bleiben. Sie wollen ihn genau untersuchen. Die Familie solle sich aber keine Sorgen machen, meinten die Ärzte. Das wird schon wieder.

10.03.1927: Ein schwerer Verlust

Laut weinend riss Wolfgang die Tür zu Walters Zimmer auf. Er rannte zum Bett und warf sich darauf. Er vergrub sein schluchzendes Gesicht tief im Kissen. Kurz darauf eilte Elisabeth herein, sie weinte ebenfalls. Sie legte sich zu Wolfgang auf

Walters Bett. Gemeinsam lagen sie weinend da, brachten kein Wort heraus. Schließlich war es Wolfgang, der die ersten Worte sprach. Elisabeth versuchte ihn so gut es ging zu trösten. Es fiel ihr nicht leicht. Sie litt genauso unter der schrecklichen Nachricht, die sie kurz zuvor am Telefon erhalten hatte. Dr. Dostal hatte aus der Klinik angerufen. Walter ist gestorben. Sein Zustand hatte sich die letzten Tage leider nicht verbessert, im Gegenteil. In mir machte sich eine entsetzliche Leere breit, als ich davon erfuhr. Es ist, als wäre ein Teil von mir selbst herausgerissen worden. Die Zeit scheint still zu stehen. Langsam kullerten meine Tränen hinab, tropften in den Fluss zu meinen Hufen. Walter ist nun bei seinem Vater.



Franz Marc
Rehe im Walde (II), 1914
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe

Ich hoffe, es geht ihm gut.

Am Abend kam Franz Silberstein. Er ist ein bekannter Journalist und sehr guter Freund der Familie. Er setzte sich auf einen Stuhl in Walters Zimmer. In vier Tagen soll die Beerdigung sein. Auch für ihn ist es ein schrecklicher Verlust. Er hatte Elisabeth angeboten, sich um alles Nötige zu kümmern. In seinem Notizbuch schrieb er Anekdoten über Walter auf. Es sammelte Ideen für die Grabrede. Allzu gerne würde ich ihm ein paar meiner Erlebnisse mit Walter erzählen.

November 1953: Ein Neuanfang

Nach der Beerdigung kehrte Ruhe in das Haus ein. Ich hing allein in Walters Zimmer an der Wand. Hin und wieder kam Elisabeth oder Wolfgang herein und schaute mich lange an. Ganz so, als könnten sie Walter in mir sehen. Diese Momente waren mir eine willkommene Abwechslung. Die abendlichen Erzählungen Walters fehlen mir. In den ersten Wochen nach seinem Tod war es besonders schlimm, doch wie beim Rest der Familie ging auch mein Leben weiter. Nachdem mein Bild in eine kleine Kammer gestellt wurde, unternahm ich wieder vermehrt Reisen hinter den roten Hügel und zum grünen Gebirge. Mit dem Tagebuchschreiben hatte ich aufgehört. Nur zweimal im Jahr, an Walters Geburtstag und an seinem Todestag, holte ich es hervor und las darin. Es zaubert mir jedes Mal ein Lächeln ins Gesicht, wenn ich an unsere gemeinsamen Stunden zurückdenke.

Letzten Dienstag geschah jedoch etwas Aufregendes, weshalb ich mich nun entschlossen habe, das Tagebuch fortzuführen. Nach mehreren Umzügen in den letzten Jahren, die mich leider alle nur in eine andere dunkle Kammer brachten, tauchte ein Kunsthändler auf. Er schaute sich verschiedene Bilder im Haus von Wolfgang an. So unter anderem auch mich. Gegen ein Entgelt durfte er mich mitnehmen. Ich wurde in die lichtdurchflutete Galerie von Wilhelm Grosshennig in Düsseldorf gebracht. An den Wänden um mich herum hängen nun viele andere Bilder. Jeden Morgen kommt ein Mann und schließt die Tür zur Straße hin auf. Über den Tag verteilt besuchen uns viele verschiedene Menschen. Ich habe sie alle noch nie zuvor gesehen. Sie schauen sich die Bilder interessiert an. Niemand traut sich, eines davon anzufassen. Sie stehen alle nur davor und machen ein nachdenkliches Gesicht. Hin und wieder tuscheln sie leise miteinander. Über was sie wohl flüstern?

Mai 1956: Einzug in die Moderne Galerie Saarbrücken

Ach, wie ist das schön! Ich hänge jetzt in einem Museum. Klimatisierte Räume, der Fokus auf mir und viele Menschen, die mich besuchen kommen. Als die Vertreter der Moderne Galerie aus Saarbrücken auftauchten, war ich noch etwas skeptisch. Sie steckten mich in eine gut gepolsterte Transportbox. Alle hatten Samthandschuhe an,



Franz Marc
Der Traum, 1912
Thyssen-Bornemisza Museum

ganz als wäre ich etwas Besonderes für sie und sie mir deshalb nicht weh tun wollten. Die Fahrt von Bad Homburg, wo ich nach meiner Zeit in Düsseldorf und Zürich gelandet war, verging wie im Flug. In Saarbrücken angekommen, wurde ich wieder aus meiner Box geholt. An einem bereits eigens für mich vorbereiteten Platz wurde ich an die Wand gehängt. Hier bin ich nun, der neue Star in der Moderne Galerie! Besonders die Kinder lieben mich. Ich glaube, das liegt an meinen schönen Farben. Aber auch die Erwachsenen verweilen gerne vor meinem Fenster und betrachten mich. Heute war eine Schulklass da. Die Kinder begrüßten mich alle sehr freundlich. Ihr Lehrer erzählte etwas über Franz und August. Dass die beiden gut befreundet waren und viel zusammen gemalt hätten, dass ich ein Geschenk von Franz an Walter war und dass ich das tollste Bild im Museum sei. Ich wurde ein bisschen rot. Ich hoffe, es hat niemand gesehen. Im Anschluss durften die Kinder Fragen stellen. Ein kleines Mädchen wollte wissen, warum ich blau bin.

Pferde seien doch braun oder schwarz oder weiß. Der Lehrer lächelte verlegen und meinte nur, dass Franz das halt so wollte. Auf einmal hatte er es eilig, zum nächsten Bild zu kommen. Die Frage beschäftigt mich seitdem. Warum bin ich blau? Sind nicht alle Pferde blau? Zu gerne würde ich jetzt mit einem der Kuratoren im Museum darüber sprechen.

01.10.1960: Reise nach London

Ein Traum wird wahr. Ich habe es tatsächlich in die Tate Gallery of Modern Art in London geschafft. Unter dem Titel „Der Blaue Reiter“ wurde hier eine Ausstellung organisiert und ich bin ein Teil davon. Es ist so aufregend! Ich war noch nie in London. Die Menschen hier sprechen eine andere Sprache. Auch wenn ich nichts verstehe, glaube ich, es gefällt ihnen, was sie sehen. Um mich herum hängen viele andere Pferde, die Franz gemalt hat. Die meisten sind wie ich blau, doch es gibt auch rote und gelbe. Soweit ich sehen kann, ist keines von ihnen braun oder schwarz oder weiß.

Die Besucher unterscheiden sich ein wenig von denen in Saarbrücken. Gerade steht ein Mann fortgeschrittenen Alters vor mir. Er trägt eine Me-



Franz Marc
Komposition III, 1914
Karl-Ernst-Osthaus-Museum

lone auf dem Kopf und hat einen geschwungenen weißen Schnurbart. Er ist sehr groß und schlank. Sein brauner Tweet-Anzug sitzt wie angegossen. In seiner rechten Hand hält er einen Regenschirm. Auch die anderen Besucher haben einen Schirm dabei. Zwischen 15 und 16 Uhr ist es etwas ruhiger im Museum. Insbesondere die elegant gekleideten Besucher fehlen dann. Als würden sie sich an einem anderen Ort treffen. Etwas vergleichbares ist mir in Deutschland noch nie aufgefallen.

25.11.1971: Reise nach Paris

Ich bin enttäuscht. Als ich mitbekommen hatte, dass ich nach Paris verliehen werde, freute ich mich sehr. Ich hüpfte förmlich in meine Transportbox und konnte es kaum erwarten im Louvre wieder heraus zu kommen. Als die Box geöffnet wurde, war ich noch der festen Überzeugung dort zu sein. Ein großer, heller und klimatisierter Raum. Ich bekam einen Platz an einer Wand zwischen anderen Bildern. Wie gewohnt wurde ich in das richtige Licht gerückt. An den beiden darauffolgenden Tagen kamen noch andere Bilder, welche ebenfalls im Raum platziert wurden. Zur Eröffnung der Ausstellung kamen, wie ich es erwartet hatte, viele Menschen. Die Frauen in ihren wunderschönen Kleidern, den roten Lippen und ihren kleinen Handtaschen. An ihrer Seite die Männer, nicht selten kleiner als sie selbst. Der Direktor eröffnete mit einer Rede die Ausstellung.

In den folgenden Tagen wurden es immer weniger Besucher. Als wäre das noch nicht genug, nahmen sie sich meistens nicht mal die Zeit, die Bilder zu betrachten. Viele eilten mit schnellen Schritten an uns vorbei. Das sollen die kunstliebenden Franzosen sein? Unmöglich. Wenn das der Louvre ist, möchte ich nie wieder hier her! Heute entdeckte ich jedoch ein entscheidendes Detail. Auf den Hemden der meisten Besucher ist das gleiche Emblem zu sehen. Ein Stern mit drei schmalen Spitzen. Derselbe, der auf dem Auto war, welches mich hierher brachte. Das Logo von Mercedes Benz. Jetzt wird mir einiges klar. Ich bin gar nicht im Louvre, sondern in einem Foyer des Automobilherstellers.

14.06.1991: Museumsalltag

Auch wenn die Tage im Museum alle recht ähnlich verlaufen, wird es nie langweilig. Jeden Morgen kommt ein Aufseher und schaltet das Licht ein. Er kontrolliert, ob alles seine Ordnung hat. Danach dauert es nicht lange und die ersten Besucher kommen herein. Unter der Woche sehe ich öfter Schulklassen oder kleine Gruppen von Studenten. Sie kommen, um über einzelne Bilder zu diskutieren. Manche von ihnen haben einen großen Block dabei und fertigen Skizzen an. Ganz so, wie es Franz, August oder auch Walter getan haben. Aus ihnen werden bestimmt mal große Künstler. Sie setzen sich auf einen kleinen Stuhl und beobachten zunächst genau die Proportionen und den Bildaufbau. Mit schnellen präzisen Strichen bringen sie dann ihre Version des Bildes auf das Blatt.

Bei manchen Besuchern müssen die Aufseher eingreifen. Im Museum ist es verboten, uns Bilder anzufassen. Wenn jemand zu nahe an uns herantritt, wird er freundlich darauf hingewiesen, etwas Abstand zu halten. Die Besucher entschuldigen sich sogleich und gehen einen Schritt zurück. Meine Stammgäste wissen das natürlich. In regelmäßigen Abständen kommen sie mich besuchen. So etwa Hermann und Irmgard. Alle zwei Wochen haben sie ihren Museums-Nachmittag. Sie setzen sich immer auf eine Bank vor mir und unterhalten sich leise über ihre Eindrücke. Hermann gefällt besonders die Farbvielfalt, während Irmgard an den unterschiedlichen Formen auf dem Bild Gefallen findet. Besonders spannend finde ich, dass sie bei jedem Besuch etwas Neues entdecken.

An den Wochenenden und in der Ferienzeit kommen viele Besucher aus anderen Regionen. Sie machen hier Urlaub. Nach einem Spaziergang an der Saar oder einem Bummel durch die Stadt kommen sie bei mir vorbei. In der Regel sind es Paare, manche auch mit Kindern. Das freut mich dann besonders, da mir so mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird. Die Kinder ziehen ihre Eltern regelrecht vor mein Fenster. „Das Blaue Pferdchen gefällt mir am besten“ sagen sie dann, oder „kann ich das Pferd haben“. Die Antwort ist oft die gleiche: „Wir schauen im Shop, ob es dort etwas mit dem Pferdchen gibt.“ Fanartikel von mir, dass hätte ich nie gedacht.

Am Abend, nachdem die letzten Besucher das Haus verlassen haben, gehen die Aufseher nochmals ihre Runde. Sie löschen die Lichter und schließen alles ab. Ich mache mich dann an mein Tagebuch und schreibe, wie jetzt, meine Beobachtungen und Erlebnisse auf. Menschen, die mir in Erinnerung geblieben sind, spannende Gedanken oder einfach nur die schönen Momente. So wie heute, als mich ein kleines Kind anlächelte und zum Abschied winkte.

09.05.2017: Im Archiv

Es ist unglaublich laut. Ich weiß nicht, was die Menschen da draußen treiben. Die ganze Erde bebt. Ich wurde gemeinsam mit den anderen Bildern in das Archiv des Museums gebracht. Hier stehen wir nun dicht an dicht. Zum ersten Mal sehe ich, dass es in meinem Museum auch dreidimensionale Werke gibt. Ich kenne solche Arbeiten bereits von meinen Ausflügen in andere Museen. Von meinem Platz im Museum konnte ich bisher leider keines von ihnen begutachten. Was ich mich jedoch schon immer gefragt habe ist, wie es diesen Werken wohl so geht. Ganz den Blicken der Besucher ausgeliefert. Von vorne, hinten und der Seite. Ich zeige mich nur von meiner schönsten Seite.

16.11.2017: Feierliche Neueröffnung

Jetzt weiß ich endlich, was im Museum los war. Es wurde erweitert und aufgehübscht. Heute war die feierliche Eröffnung. Ich hänge in einem großen, hellen Raum. Gegenüber kann ich zwei schöne Ochsen auf einer Wiese sehen. Auf einem Sockel zwischen ihnen und mir steht sogar ein dreidimensionales Werk. Ein kleiner Ochse aus Holz. Der neue Platz gefällt mir gut. In Gruppen wurden die Besucher durch das Haus geleitet. Ihre Blicke galten heute jedoch mehr dem neuen Haus als den ausgestellten Werken. Ich kann es ihnen nicht verübeln. Es muss spannend sein, das Resultat einer so langen Bauzeit bestaunen zu können. Ich bin mir sicher, schon bald wird man uns Werken wieder die volle Aufmerksamkeit widmen.

15.03.2020: Abschied auf Zeit

Das Museum musste gestern schließen. Es liegt etwas in der Luft, was die Menschen krank machen kann. Damit sie sich nicht gegenseitig anstecken, sollen sie zuhause bleiben. Jetzt sehe ich nur noch hin und wieder Mitarbeiter, die durch die Räume streifen. Es ist seltsam, nach so langer Zeit unter Menschen wieder allein zu sein. Sie fehlen mir, die neugierigen Blicke, die fragenden Gesichter. Am meisten von allem jedoch das Lachen der Kinder. Ich hoffe, es ist nicht von langer Dauer. Damit ich am Tag der Wiedereröffnung alle Besucher in meiner vollen Pracht begrüßen kann, bade ich mich jeden Abend im See. Ich schrubbe meinen Rücken an den Steinen im Wasser. Es soll kein bisschen Schmutz den Glanz meines Fells mindern. Das Laub, welches vom Baum am Hang des roten Hügels stammt, habe ich weggeräumt. Alles muss perfekt sein. Ob die Besucher mich vielleicht schon morgen wieder betrachten dürfen? Ich hoffe es. Ich freue mich auf ihre Geschichten.

Weiterführende Literatur

Adolphs, V., Hoberg, A. (Hrsg.). (2014). *August Macke und Franz Marc - Eine Künstlerfreundschaft*. Ostfildern: Hantje Canz Verlag.

Götz, T. (Hrsg.). (2015). *Franz Marc - Prophet der Moderne*. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet.

Güse, E.-G. (1999). *Meisterwerke des 20. Jahrhunderts*. Saarbrücken: Saarland Museum.

Mönig, R. (Hrsg.). (2017). *Saarlandmuseum - Moderne Galerie: Die Sammlung*. Saarbrücken: Saarland Museum.

Verein August Macke Haus e.V. (Hrsg.). (1992). *Walter Macke - Das väterliche Vermächtnis als künstlerische Herausforderung*. Bonn: Verein August Macke Haus e.V.



Franz Moritz Wilhelm Marc (*08. Februar 1880 in München, † 04. März 1916 in Braquis bei Verdun) zählt zu den bedeutendsten deutschen Malern des Expressionismus. Er gründet gemeinsam mit Wassily Kandinsky die Redaktion „Der Blaue Reiter“. Seine bekanntesten Werke zeigen Tiermotive, wie etwa Der Tiger oder Blaues Pferd I. Er pflegt eine enge Freundschaft mit August Macke, welche entscheidend zur Entstehung des Blauen Pferdchens beiträgt. Zu Beginn des ersten Weltkriegs wird Marc eingezogen und fällt zwei Jahre später im Alter von 36 Jahren bei Verdun. Große Popularität wird seinem Lebenswerk erst nach dem zweiten Weltkrieg zuteil.



Max Slevogt, Tiger im Zoo, 1901
Öl auf Leinwand, 44 x 66 cm
Saarlandmuseum – Moderne Galerie Saarbrücken
Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Aus der Sicht des Ausstellungsstücks

Wir Besucher bewundern Zootiere von außen nur durch Gitterstäbe, der Maler wagt sich in den Käfig. Max Slevogts Gemälde „Tiger im Zoo“ (1901) ermöglicht dem Betrachter einen Blick in das Innere des Geheges. Des Malers Tiger reflektiert in diesem Beitrag sein Leben in der Gefangenschaft. Doch nicht nur Tiere werden um die Jahrhundertwende ausgestellt, auch Menschen werden zur Massenattraktion. Die fiktive Geschichte des Tigers verwebt sich mit historischen Hintergründen zu Kolonialismus, Fremdenfaszination und Völkerschauen des Deutschen Kaiserreiches.

Die neue Welt des Massenkonsums

Sie ergötzen sich an mir. Die Viecher. Es beginnt schon früh morgens. Dann kommen die ersten an mein Fenster, von links oder rechts aus dem Nichts und schreien nach mir. Unmöglich, das auszublenden. Ich kann es ihnen nicht verübeln, sie sehnen sich nach mir. Meinem Anblick. Dem einer Gottheit. Ich reiße mich auf, behäbig natürlich, da darf man nicht zu eifrig sein, sonst gewöhnen sie sich dran, man muss sie zappeln lassen. Ich weiß, wie man mit ihnen umgehen muss. Ich kann Ihnen sagen, da reicht schon mein Rücken, eine Tatze, die sie erhaschen, und sie pressen ihre Glubschaugen durch die Eisenstangen. Ich müsste nur einen Satz machen.

Dann ziehe ich meine Show ab. Wenn ich sage, ich weiß, was die Viecher sehen wollen, dann meine ich es auch so. Ich bin sozusagen der Viecherflüsterer. Sie scheuen zurück, wenn ich hinter meinem Stein, meinem Sichtschutz, hervorspringe. Sie erzittern, wenn ich mich zum Gitter aufmache. Und wenn ich brülle, glauben Sie mir, dann gibt es kein Halten mehr. Dann rasten sie aus, die Viecher. Ich räkele mich von einer Seite des Geheges zur gegenüberliegenden, wälze mich über den Boden. Primetime ist, wenn gefüttert wird. Ein Stück Großtier oder einen Hasen. Ich zerfleddere es bis zur Unkenntlichkeit. Verschmiere das Blut. Da staunen sie dann, die Viecher, dann macht sich Angst breit. Wenn ich mir danach die Krallen säubere, beruhigt es sich wieder. Oder wenn ich mich strecke und entspanne nach dem ganzen Theater. Es ist wirklich ein Witz mit ihnen. Wenn man sich auskennt, im Geschäft, dann wird klar: die Mischung machts. Entsetzen und Entzücken. Je zärtlicher, sorgsamer ich bin, desto amüsiert sind sie. Als stecke in der Raubkatze schließlich doch nur ein Kätzchen. Ich mache mir einen Spaß daraus, das können Sie sich nicht vorstellen.

Wie ist das Leben in einem Käfig? Diese Frage stellt Max Slevogt mit seinem Bild „Tiger im Zoo“ (1901). Und wie kommt es dazu, dass eine Gesellschaft im Kino tierische Helden feiert, aber Simba und Co. in Gehegen einsperrt? Was heute in Zoos

Gang und Gäbe ist, begann nicht etwa mit Tiger King, sondern ist seit Jahrhunderten gängige Praxis. Der Handel mit wilden Tieren gehört bereits seit dem alten Ägypten zur politischen Ordnung. Sie zu besitzen zählt für die Reichen und Mächtigen zum notwendigen Prestige und ist diplomatisches Mittel. Stets beliebt sind Wildkatzen und Falken, aber nicht selten wird zum Staatsempfang auch mal ein ausgewachsener Elefant überreicht. Die Tiere bleiben bis ins Mittelalter meist zur Betspaßung von Adel und Geistlichen unter Verschluss.

Doch die Jahrhundertwende reißt alte Muster ein. Mit der Industrialisierung um 1870 strömen Menschen in die explosionsartig boomenden Städte des Kaiserreiches. In diesen Schmelzkesseln prallen Menschenmassen wie nie zuvor aufeinander.



Max Slevogt
Zwei Leoparden im Käfig, 1901
Hannover Niedersächsisches
Landesmuseum

Die Metropole Berlin fasst um 1900 bereits zwei Millionen Einwohner, Hamburg knapp eine Million. Und diese Menschen haben Zeit. Wer auf dem Land seinen eigenen Hof bewirtschaftet, arbeitet den ganzen Tag. Wer jedoch im Schichtdienst der städtischen Fabriken schuftet, hat einen Feierabend. Zum ersten Mal hat ein großer Teil der Menschen Freizeit. Zudem haben selbst Arbeiter Geld, um sie zu ihrem Vergnügen zu nutzen. Unterhaltung glänzt als kommerzielles Gut und lockt Investoren. Startschuss für eine neue Branche:

Doch die Sensationslust macht nicht bei Gegenständen halt. Auch exotische Tiere sollen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Das preußische Königshaus kauft bereits seit Jahren wilde Tiere aus den entferntesten Regionen an. Bären, Affen und Kängurus sammeln sich auf der Pfaueninsel inmitten Berlins. Auf Drängen des Naturforschers Alexander von Humboldt plant König Friedrich Wilhelm IV. nun auch einen Ausstellungsraum für die allgemeine Öffentlichkeit. Bereits 1844 öffnet so der Zoologische Garten Berlin seine Tore. Es



Maler im Jardin des Plantes, 1902.
Aus dem Magazin „L'Illustration“ 7.
August 1902

Es schlägt die Geburtsstunde der Entertainment-industrie. Der Massenkonsum beherrscht das gesellschaftliche Leben. Reine Vergnügungsorte entstehen. Öffentliche Parks, Variététheater, Kasinos, Ballhäuser, Zirkusse oder großangelegte Volksfeste versammeln alle gesellschaftlichen Schichten. Während das Leben im Inland umschlägt, weitet die Regierung ihre Außenpolitik aus. Bismarck annektiert Mitte der 1880er Jahre unter Wilhelm I. erste Gebiete in West-, Südwest- und Ostafrika, sowie Teile Chinas und Ozeaniens. Das Deutsche Kaiserreich steigt zur Kolonialmacht auf. Große Teile der Bevölkerung erlangen so durch die Großvermarktung von Kino und Bildpresse auch erstmals Einblicke in die bislang unbekannte Welt. Der Hype um das Fremde überschwemmt die Gesellschaft des frühen 20. Jahrhunderts. Man fühlt sich als Kosmopolit. Es gilt: je exotischer, desto besser. Handelsreisende importieren Kunst- und Gebrauchsgegenstände in großem Stil. Wer etwas auf sich hält, isst von chinesischem Porzellan, hängt sich orientalische Teppiche ins Wohnzimmer und raucht mit indianischen Pfeifenutensilien.

ist der erste Zoo Deutschlands nach europäischen Vorreitern in Paris, London oder Amsterdam. Der Garten ist damit eine internationale Machtdemonstration und dient für Staatsempfänge und offizielle Feierlichkeiten. Das Bürgertum eignet sich ihn als Flaniermeile an. Fürsten, Grafen und Gönner brüsten sich mit der Spende von Bären, Dachsen und Füchsen. Es ist das Kultursponsoring der Zeit. Auf den Erfolg in Berlin folgen Eröffnungen in Köln, Hamburg und München.

Die zoologischen Gärten etablieren sich zum Gewerbe. Ein Glücksfall für die Schlüsselfigur des Tierhandels: Carl Hagenbeck. Mit dem europaweiten Boom der Tieraussstellungen baut Hagenbeck das kleine Hamburger Unternehmen seines Vaters zum führenden Wildtierlieferanten des Kontinents aus. Hagenbeck handelt Verträge mit allen namhaften Zoos der Welt aus und unterhält Exklusivverträge mit Wilderern, auch über die Grenzen der deutschen Kolonialgebiete hinweg. Die Unerfahrenheit der Zoobetreiber ist auf zynische Weise Hagenbecks Goldgrube. Reihenweise Wildtiere krepieren aus Einsamkeit oder mangels Haltungs-

kenntnissen in ihren Gehegen. Daher befüllen die zoologischen Gärten ihre Käfige fast jährlich neu, um die Unmengen an Besuchern zu halten.

Der Mensch als Exponat

Ich habe Ihnen ja bereits davon berichtet, dass die Viecher hier rein und rausstürmen, als gehöre ihnen der Laden. Da ist es die reinste Erholung, wenn die Nacht hereinbricht und ich zum Glück endlich entspannen kann. Abgesehen von den Nächten allein, kommt es auch tagsüber vor, dass vor meinem Fenster nicht so viel los ist. Dann - verstehen Sie mich nicht falsch, ich bin mir die beste Gesellschaft - aber dann wird es mir doch eng in meinem Gehege. Ich gehe dann spazieren hier drin. Ich versuche mit der Pranke nie zweimal dieselbe Stelle auf dem Boden zu berühren. Das erfordert mehr Anmut als Sie jetzt denken und damit beschäftigt man sich ziemlich lange.

Wenn an solchen Tagen etwas hinter dem Gitter hervorkommt, ziehe ich alle Register. Ich laufe neben den Viechern mit, hin und her, drehe mich im Kreis, wieder und wieder. Ich werfe mich an der einen Wand hoch, dann an der anderen Wand. Ich stürze über meinen Stein. Ich rolle mich ab wie auf geheimer Mission. Ich schleiche mich an, auf dem Bauch, wie bei der Jagd. Ich nage mit den Zähnen an den Gitterstäben entlang. Dann bleiben sie auch wirklich die ganze Show. Ich weiß schon, dass ich der Star bin für die Viecher. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich bin froh, wenn ich meine Ruhe haben kann. Ich habe hier genug zu tun, sollen Sie wissen. Aber irgendwer muss die Untiere ja zurechtweisen. Damit sie nicht vergessen, wer der eigentlich Stärkere hier ist. Und ich erschrecke sie so gern. Besonders die Kleinen. Die quietschen immer am ärgsten.

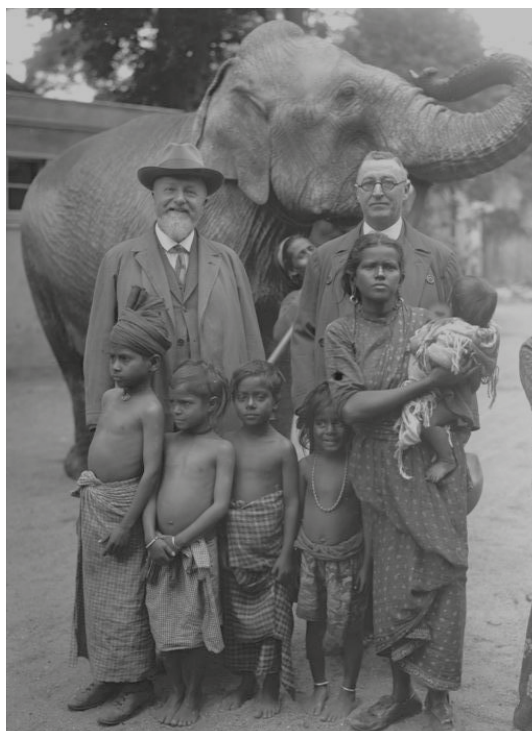
Ganz am Anfang, zu Beginn meines Aufenthaltes hier, hat sich eines davon mal was erlaubt. Ich war müde, es sind manchmal harte Tage hier für mich. Die Sonne brannte in mein Gehege. Ich lag hinter meinem Sichtschutz. Sie müssen wissen, ich war damals noch nicht so ein Profi im Umgang mit den Viechern wie heute. Ein Naturtalent natürlich, aber selbst dann braucht man Erfahrung. Kurzum, ich trat nicht so gerne vor Publikum und verbrachte die meiste Zeit hinter meinem Schutz. Aber natürlich blieb dort das riesige Fenster, vor dem erbarmungs- und pausenlos die Viecher auf und ab gingen! Ich weiß immer, wenn welche davorstehen. Wie ich schon sagte, das Geschrei ist unüberhörbar. Ich wusste damals noch nicht, dass es am schlimmsten ist, wenn sie mich nicht sehen. Dann grellen sie Ewigkeiten bis ich rauskomme. Heute weiß ich, es ist besser, einfach direkt in der Mitte, auf dem Präsentierteller zu bleiben. Dann hat man zwar auch keine Ruhe, aber immerhin quengeln sie nicht. Sonst machen sie nämlich mit Absicht Krach. Aber das wusste ich ja damals noch nicht. Der Radau setzte mir jedenfalls zu dieser Zeit etwas zu.

Auf einmal ein Schaben. So ein Geräusch hatte ich noch nie gehört. Dann ein ohrenbetäubender Knall. Und noch einer. Es konnte nicht sein. Doch. Etwas war in meinem Revier! Ich sprang auf, rutschte in die Mitte des Geheges. Wer immer es riskierte, er war erledigt. Doch ich war allein. Es lag nur etwas Kleines auf dem Boden vor mir. Ein Kieselstein. Die Viecher kreischten auf, als sie mich erblickten, allen voran so ein winziges. Etwas in mir drehte sich, als ich verstand. Sie wagten sich tatsächlich, Steine zu werfen! Gegen die Gitterstäbe und in mein Gehege!

Ich war völlig außer mir. Ich raste auf das Gitter zu, direkt auf das erbärmliche Kleinvieh, das sich gewagt hatte, in meinen Raum einzudringen. Ich nahm es genau ins Visier, stürmte auf es zu, ich brüllte, wahnsinnig. Es gab kein Halten mehr für mich. Ich musste durch das Gitter. Das Kleinvieh quietschte, es fiel vor Schreck nach hinten, die größeren Viecher zerrten es weg von mir. Ich rannte von einer Seite des Geheges zur anderen und zurück, brüllte. Dann war ich allein.

Ich hoffe, Sie schätzen diese Anekdote aus meiner Anfangszeit. Aller Anfang ist schwer. Ich bleibe heute die meiste Zeit des Tages einfach am Fenster, auf dem brennenden Boden. Manche übermutigen Viecher werfen noch gelegentlich Steine zu mir. Strecken sich über die Absperrung und hauen mit Stöcken nach dem Gitter. Ich verscheuche sie heute nicht mehr. Morgen kommen neue. Was ändert es.

Mit der Zeit lernen die Gartenbetreiber dazu und halten ihre Ausstellungsobjekte länger am Leben. Die Folge: Das Geschäft des Tierhandels stagniert



Berliner Zoo, Ludwig Heck, 1931, Bundesarchiv Bild 102-12796.

und auch das Publikum sehnt sich nach Neuem, Außergewöhnlichem. Was tun? Die Faszination für das Fremde gilt zwar für Pflanzen und Tiere, doch der Mittelpunkt von Bildpostkarten, Plakaten und Werbung liegt auf den fremden Kulturen, sprich den Menschen. Hagenbeck zieht die naheliegende Schlussfolgerung: Wenn er selbst wilde Tiere nach Europa bringen und ausstellen kann, warum dann nicht auch Menschen?

An SchaustellerInnen zu gelangen ist ein Kinderspiel. Vor allem junge Männer aus den afrikanischen Kolonien zieht es mit dem Traum vom schnellen Geld oder Schul- und Berufsausbildung ins Kaiserreich. Meist begleiten sie deutsche Rückkehrer. Die erste Hagenbecksche Völkerausstellung findet 1875 statt und zeigt eine Familie aus Lappland. Der Erfolg der Veranstaltungen übertrifft alle Vorstellungen. Sie sind ein Massenphänomen. Menschen strömen euphorisiert von den angebotenen Kuriositäten zu tausenden in die Vorstellungen. Die folgende Nubier-Ausstellung in Berlin empfängt bis zu 62.000 Besucher an einem Tag, insgesamt mehr als eine Million. Sicherheitspersonal muss den Ansturm koordinieren. Von 1870-1940 reisen 400 Schaustellergruppen durch Europa. Jede davon hält etwa zehn bis zwanzig Ausstellungen ab. Austragungsorte sind in erster Linie Zoologische Gärten, die sich wegen des Platzes und der Verfügbarkeit von passenden Pflanzen und Tieren anbieten. Doch auch Zirkusse, Varietés, Volksfeste wie das Münchner Oktoberfest, Museen, Werbung und Gastronomie- oder Dienstleistungsbetriebe ziehen mit „den Exoten“ die Massen an.

Der Großteil der SchaustellerInnen stammt aus Ostasien, Afrika und dem Nordpolargebiet, doch auch amerikanische Ureinwohner, australische Aborigines oder Menschen des europäischen Balkans treten als Attraktionen auf. Dabei ist das Maß aller Dinge: Je scheinbar skurriler der Mensch, desto größer die Sensation! Vor allem in den Freak-Shows weisen Showmaster gezielt auf Schmuck und nicht typisch europäische Körpermerkmale hin, vor allem Piercings und Tattoos. Oftmals nackt entblößen sich die SchaustellerInnen zur Musterrung tausender Unterhaltungssuchender. Der Clou liegt im Gesamtpaket. Die Menschen dienen nicht nur als Ausstellungsobjekt, sondern werden als At-

traktion vermarktet und inszeniert. Zum Programm gehören stets als traditionell angepriesene Kostüme, Waffen und Instrumente. Die Veranstalter errichten ganze „Eingeborenendörfer“. Dabei gehen die Fremden scheinbar authentisch ihrem alltäglichen Leben nach: Sie kochen, essen, arbeiten. Von ihnen hergestellte Waren stehen als Souvenir zum Verkauf. Zentral sind auch religiöse und kultische Handlungen, jedoch sinnentleert durch die triviale Zurschaustellung. Besucher beaugenscheinigen Menschen aus Afrika als steinzeitliche Jäger, dem Orient als Pfeife rauchende Marktschreier, der Südsee als berauschte Trommler oder Amerika mit indianischen Folterinstrumenten. Der Profit der Betreiber ist immens. „Das Geld liegt doch auf der Straße, man muß es nur aufzuheben wissen“, so Hagenbeck in seinen Memoiren. Die SchaustellerInnen selbst erhalten nur Kleinstgagen. Zudem finden sich zahlreiche Beschwerden über schlechte Verpflegung und Unterbringung sowie mangelnde medizinische Versorgung. Auch Todesfälle durch Krankheit und Überanstrengung häufen sich.

Der Weg in die Selbstbestimmung

Sie müssen wissen, meine lieben Gäste, ich war nicht immer in diesem Gehege. Man mag kaum glauben, dass solches Showtalent nicht schon in Kinderschuhen gesteckt hat, aber es gab für mich eine Zeit vor dieser Arbeit.

Ich sehe es nur noch verschwommen vor mir, ich war jung. Es gab keine Wände um mich und keine Decke. Der Boden war dauernd staubig, nicht so tot, wie mein Beton, den ich hier mit Mühe sauber halte. Die Sonne brannte gleich wie hier. Und ich erinnere mich noch an meine Mutter. Um uns waren hohe Gräser, mehr als der Sichtschutz, den ich hier habe. Ich habe verstecken gespielt vor ihr. Aber glauben Sie nicht, dass meine Mutter sich die Blöße gegeben hätte nach mir zu suchen, nein. Ich weiß, von wem ich diese Gelassenheit geerbt habe. Sie ließ elegant die Sonne auf sich scheinen, sorglos, weil ich immer zurückfand.

Es war ein andauerndes Scheppern von draußen, das mich allmählich aus meinem Delirium holte. Ein bisschen wie das Donnern der Steine gegen meine Gitterstäbe nur leiser und weiter entfernt. Es roch nach verbranntem Holz und noch etwas anderem, einem unbekannten Geruch. Ich lag auf hartem Boden. Finsternis um mich. Mein Kopf hämmerte. Und diese Schmerzen in Rücken und Beinen. Ich wollte mich bewegen, aber ich fürchtete mich vor dem Ton, den das verursachen könnte. Ich weiß weder, wie ich an diesen Ort gelangt, noch, wie lange ich bereits hier war. Meine Krallen bohrten sich in nachgiebigen Untergrund. Ich schaukelte sanft. Doch aus meinem Kopf schlug es mit Gewalt gegen meinen Schädel. Meine Lider kämpften gegen mich. Ich musste aufgeben. An mehr erinnere ich mich nicht.

Ich wachte in meinem Gehege auf, es dauerte.



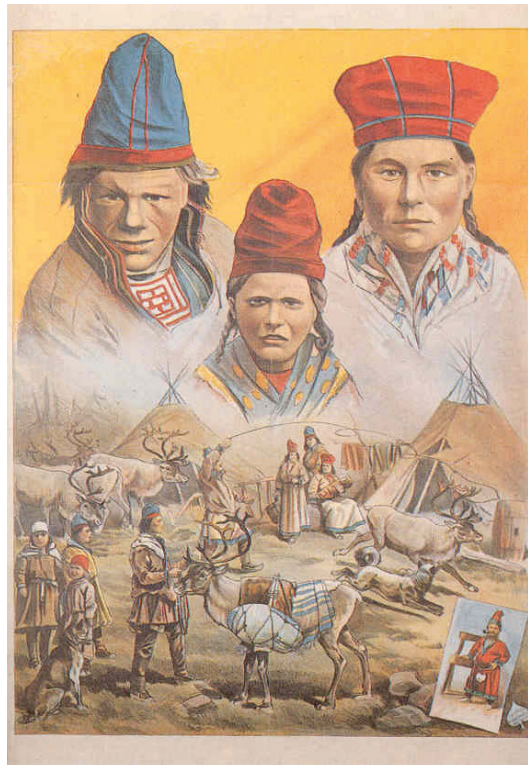
Hamburg
Kaiser Wilhelm II. im Tierpark
Hagenbeck, 1909
Bundesarchiv Bild 183-R52035.

Das Hämmern war immer noch da, aber es wurde klarer um mich. Ich wusste damals natürlich noch nicht, was dieser Ort für mich werden sollte. Als ich irgendwann den Kopf hob, stand ein Lebewesen über mir. Größer als ich, aber schwächlich, mit seltsamem Fell. Das war das erste Mal, dass ich ein Vieh sah. Ich sagte Ihnen, dass meine Erinnerungen an die Zeit vor den Gitterstäben sehr verschwommen sind. Doch das Vieh, seinen Blick, sehe ich heute noch messerscharf vor mir. Denken Sie nicht, ich hätte ihn nicht durchschaut. Ich war damals zwar nicht ganz bei mir, doch ich bin gereift. Ich habe heute sehr genau verstanden - sein spöttisches Mitleid. Ich, das mächtige Tier. Eingesperrt in einen Käfig. Eingepfercht. Entmachtet. Und er, dieser schwache Wurm, der sich über mich stellt wie der Herrscher der Welt. Draußen in der Wildnis hätten Sie keine Chance. Es tut mir leid, dass ich unhöflich sein muss. Aber da wäre der Kampf von Beginn an entschieden. Doch dieser Kampf hier ist nicht fair, meine lieben Gäste. Es ist Hinterlist. Wer trägt das Recht inne, hier zu siegen? In einem unfairen Kampf. Aber lassen wir das. Mein Kerker ist ein alter Körper, mein Gefängnis. Ich stecke jetzt in ihm fest. Doch ich verspreche Ihnen, es ist der Wille der Natur. Jeder entkommt eines Tages. Auch aus diesem Käfig. Bis dahin, schauen Sie sich mein Programm an, gaffen Sie ruhig. Und erinnern Sie sich, wovor Sie Angst haben müssen. Ich halte meine Krallen scharf. Sie werden schon glotzen, die Viecher.

Was aus heutiger Sicht undenkbar erscheint, ist zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Massenattraktion schlechthin. Was bedeutet das für die damalige Gesellschaft?

Die Völkerschauen und Zoos strotzen vor vermeintlicher Authentizität. Veranstalter bringen ArtistInnen, Tiere und Materialien von allen Enden der Welt, um der heimischen Bevölkerung das Unbekannte vor die Füße zu stellen. Doch der Schein trügt. Von tatsächlichem Verständnis und Bewunderung kann nicht die Rede sein. Kunstsammler raffen Kulturgegenstände strukturlos zusammen und rühmen sich zurück in Europa als Weltbummler. Ziel ist nicht die Reise, sondern die erfolgreiche Rückkehr.

Auch die Lebenswelten der ausgestellten Menschen sind überspitzt. Veranstalter streben mehr danach, den pauschalen Vorurteilen der deutschen Bevölkerung zu entsprechen als der tatsächlichen Kulturrealität. Als Folge tragen die SchaustellerInnen Kleidung oder vollziehen Kulte, von denen sie selbst noch nie gehört haben. Die Exoten sollen sich möglichst von der heimischen Bevölkerung abgrenzen. Sie gelten als Spiegel in die frühmenschliche Vergangenheit, als unzivilisierte Wilde, die in der Hierarchie weit unter dem modernen Westen stehen. Angesichts der Aufnahme Hagenbecks in die Berliner anthropologische Gesellschaft ist das die gängige Haltung der Zeit



Plakat für eine Samen-Völkerschau bei Carl Hagenbeck, Hamburg-St. Pauli, 1893/1894, Harenberg Verlag

und Wissenschaft.

Aus politischer Sicht befeuern die Völkerschauen den Zuspruch des deutschen Volkes für die kolonialistischen Erfolge des kaiserlichen Militärs. Die Erniedrigung der „unterentwickelten“ Völker rechtfertigt die Notwendigkeit westlicher Zivilisation. Andererseits ist klar, dass „die Wilden“ auch mit europäischer Hilfe nie gleichwertig sein können. Trotz dieser Bestrebung veranstaltet die Regierung lediglich zwei Ausstellungen. Die Völkerschauen bleiben Phänomen des privatwirtschaftlichen Kapitalismus.

Derweil bedrohen Gegenstimmen das überlegene Europa, sowohl seitens der Zuschauer als auch der SchaustellerInnen. So kommt es im sensationslüsternen Publikum vermehrt zu unschicklichen Szenen. Ironischerweise befürchtet die Regierung nun, das deutsche Volk stelle sich bloß. Die ausländischen SchaustellerInnen könnten bei ihrer Rückkehr in die Kolonien ein anrüchiges Bild der Kolonialherren vermitteln und so revolutionäre Aufstände provozieren. Andere Zuschauer sympathisieren mit den Fremden, suchen Kontakt und gehen Beziehungen ein. Menschenrechtler kritisieren die unwürdigen Ausstellungsbedingungen. Auf der anderen Seite der Bühne befreien sich SchaustellerInnen vermehrt von ihren Klischees. Einige äußern sich in den Medien scharfsinnig über die politischen Verhältnisse ihrer Heimatländer. Menschen, die am einen Tag in Eingeborenenaufmachung präsentiert werden, ziehen am nächsten im Anzug durch die Stadt. Ein Schlag ins Gesicht für alle Rassenchauvinisten. Der Bundesrat zieht 1901 die Reißleine und verhängt einen

Einreisestopp für Kolonialisierte, die als ArtistInnen zuziehen. Doch dies beendet die Ausstellungsin-
dustrie nicht. Einige Gruppen ergreifen die Ent-
scheidungsmacht und steigen aktiv ins Geschäft
ein. Sie erkennen die Wünsche des Publikums
und eignen sich die erwarteten Eigenschaften an -
ganz im Sinne des modernen Marketings. Die ehe-
mals Machtlosen professionalisieren und emanzi-
pieren sich. Sie nutzen die einstige Ohnmacht für
ihr Gewerbe und entlarven die koloniale Hierarchie
als Hohlgehäuse.

Das Ende der Völkerschauen läutet stattdessen
ein neues, aufsteigendes Medium ein: das Kino.
Es bringt nicht eine Kopie der Welt zum Zuschau-
er, sondern den Zuschauer in die Fremde. Filme
über afrikanische Wilde, indianische Kämpfer und
Dschungelschönheiten sind Kassenschlager und
lösen die Menschenzoos ab den 1940er Jahren
ab. Die letzte Völkerschau in Deutschland findet
im Jahre 1952 statt.

Weiterführende Literatur

Dreesbach, Anne (2005): *Gezähmte Wilde. Die
Zurschaustellung „exotischer“ Menschen in
Deutschland 1870-1940*. Frankfurt/New York:
Campus Verlag.

Lewerenz, Susann (2017): *Geteilte Welten.
Exotisierte Unterhaltung und Artist*innen of Color
in Deutschland 1920-1960*. Köln/Weimar/Wien:
Böhlau Verlag.

Von Beyme, Klaus (2008): *Die Faszination des
Exotischen. Rassismus und Sexismus in der
Kunst*. München: Fink Verlag.

Deutschlandfunk Nova, *Eine Stunde History: „Die
Eröffnung des Zoologischen Gartens in Berlin“*
Moderation: Meike Rosenplänter, 26. Juli 2019.



Slevogt wird 1868 in Landshut geboren. Er stu-
diert ab 1884 an der Akademie der Bildenden
Künste in Berlin. Nach sechs Jahren Studium
bricht er mit der akademischen Lehre und be-
gibt sich auf eine Italienreise, die erste symbo-
listische Einflüsse in seine Werke bringt. Um
1900 wendet er sich der impressionistischen
Malerei zu. Seine Ägyptenreise 1914 gilt als ei-
ner der Höhepunkte der Epoche. Während des
Ersten Weltkrieges dokumentiert er als Kriegs-
maler das Geschehen an der Westfront. Slevogt
ist Gründungsmitglied der Münchner Secession
und später Mitglied des Berliner Äquivalents.
Sein Werk umfasst sowohl Illustrationen, Zeich-
nungen und Druckgraphiken, als auch Wand-
malereien und Bühnenbilder. Slevogt wird 1929
zum Ehrenpräsidenten des Deutschen Künst-
lerbundes ernannt. Er stirbt 1932.

Quellenangaben

Umschlag unter Verwendung einer Grafik mit einem Copyright von Colourbox

Seite 8, Lovis Corinth, *Matinée*, 1905, Öl auf Leinwand, 75 cm x 62 cm; Saarländermuseum – Moderne Galerie Saarbrücken Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Seite 10, Lovis Corinth, *In Bordighera*, 1912, Museum Folkwang Essen – ARTOTHEK

Seite 12, Lovis Corinth, *Carmencita*, 1924, CC BY-SA 4.0, Städel Museum, Frankfurt am Main; Quelle: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 11.06.2020

Seite 13, Lovis Corinth in Paris, 1887, Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lovis_Corinth_1887.jpg?uselang=de; Lizenz: gemeinfrei

Seite 14, Claude Monet, *Le Port de Honfleur*, 1917, Öl auf Leinwand 60 cm x 80 cm; Saarländermuseum – Moderne Galerie Saarbrücken Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Seite 15, Étienne Clémentel, *Monet und seine Gärten*; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Clémentel_monet_in_seinen_gaerten_20008_2.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 16, Claude Monet, *Water Lilies*, 1906, Museum of Art Yamagata, Yamagata, Japan; Quelle: [https://en.wikipedia.org/wiki/Water_Lilies_\(Monet_series\)#/media/File:Water_Lilies_by_Monet_\(Yamagata_Museum_of_Art\).jpg](https://en.wikipedia.org/wiki/Water_Lilies_(Monet_series)#/media/File:Water_Lilies_by_Monet_(Yamagata_Museum_of_Art).jpg); Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 18, Claude Monet, *Impression, soleil levant*, 1872, Öl auf Leinwand 48cm x 63cm, Musée Marmottan Monet; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Claude_Monet_Impression_soleil_levant.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 19, Nadar, *Claude Monet*, 1899; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Claude_Monet_1899_Nadar.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.20

Seite 20, Käthe Kollwitz, *Die Mütter (Blatt 6 der Folge „Krieg“)*, o.J. (1922 / 1923), Holzschnitt in Schwarz auf Papier, Maße 55 x 73 cm, Saarländermuseum – Moderne Galerie Saarbrücken, Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Seite 22, Käthe Kollwitz, *Sieben Händestudien zur Figur des Vaters für das Mahnmal Trauernde Eltern*, um 1925, Kohle auf grauem Ingres-Bütten, NT 1053, Kölner Kollwitz-Sammlung © Käthe-Kollwitz-Museum Köln

Seite 25, Hugo Erfurth creator QS:P170,Q72889 (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Käthe_Kollwitz_by_Hugo_Erfurth_1925.jpg), „Käthe Kollwitz by Hugo Erfurth 1925“, als gemeinfrei gekennzeichnet, Details auf Wikimedia Commons: <https://commons.wikimedia.org/wiki/Template:PD-old>, Stand: 14.06.2020

Seite 26, August Macke, *Viktoria-Brücke mit Häusern im Regen*, 1912, Öl auf Leinwand/Pappe, 43,0 x 45,5 cm, Saarländermuseum – Moderne Galerie Saarbrücken, Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Seite 28, Fotoalbum Tunisreise, 1914, Blatt 13 (Rückseite), 2 Fotos auf Karton, 25,0 x 16,3 cm (Karton), 8,7 x 8,7 cm (Fotos), LWL-Museum für Kunst und Kultur, Westfälisches Landesmuseum, Münster /Sabine Ahlbrand-Dornseif

Seite 29, August Macke, *Landschaft bei Hammamet*, 1914, Aquarell, 21,0 x 26,5 cm, LWL-Museum für Kunst und Kultur, Westfälisches Landesmuseum, Münster

Seite 30, August Macke, *Eselreiter*, 1914, August-Macke-Haus; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:August_Macke_007.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 15.06.2020

Seite 30, August Macke, *Abschied*, 1914, Museum Ludwig; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:August_Macke_001.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 12.06.2020

Seite 31, August Macke, 1913; Quelle: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:AugustMacke.jpg>; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 12.06.2020

Seite 32, Auguste Renoir, *Vue de Cagnes*, um 1905, Öl auf Leinwand, 37 x 49,5 cm, Saarländermuseum – Moderne Galerie Saarbrücken, Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Seite 34, Auguste Renoir, *Frédéric Bazille*, 1867, Öl auf Leinwand, Musée d'Orsay; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Pierre-Auguste_Renoir_-_Fr%C3%A9d%C3%A9ric_Bazille.jpg?uselang=de; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 10.06.20

Seite 36, Auguste Renoir, *Richard Wagner*, 1882, Öl auf Leinwand, Musée d'Orsay; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Pierre-Auguste_Renoir_-_Richard_Wagner.jpg?uselang=de; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 10.06.20

Seite 37, Unknown Musée d'Orsay, Dist. RMN-Grand Palais / Patrice Schmidt (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Pierre-Auguste_Renoir_uncropped_image.jpg), „Pierre Auguste Renoir, uncropped image“, als gemeinfrei gekennzeichnet, Details auf Wikimedia Commons: <https://commons.wikimedia.org/wiki/Template:PD-1923>, Stand: 10.06.20

Seite 38, Oskar Schlemmer, *Blaue Frauengruppe*, 1931, Öl und Tempera, 162,5 x 114 cm, Saarländermuseum – Moderne Galerie Saarbrücken, Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Seite 40, Oskar Schlemmer, *Gestürzter mit Säule*, 1929, Öl und Tempera, © Staatsgalerie Stuttgart; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Oskar_Schlemmer_Gestürzter_mit_Säule.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 41, Oskar Schlemmer, *Treppenszene*, 1932, Öl auf Gewebe auf Sperrholz, Kunsthalle Hamburg; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:1932_Schlemmer_Treppenszene_anagoria.JPG; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 43, Hugo Erfurth, *Portrait des Malers Oskar Schlemmer*, 1920, Öldruck, Museum Folkwang; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Oskar_Schlemmer_by_Hugo_Erfurth_1920.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 49, Urheber unbekannt, ab fotografiert von EPei (https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Weisgerber_Albert_Foto_um1910.JPG), „Weisgerber Albert Foto um1910“; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 11.06.2020

Seite 50, Gustave Courbet, *Le puits noir*, um 1865, Öl auf Leinwand, 65,5 cm x 82cm, Saarländermuseum- Moderne Galerie Saarbrücken, Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Seite 52, Gustave Courbet, *Die Begegnung (Bonjour, Monsieur Courbet)*, 1854, Öl auf Leinwand, Fabre Museum; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Gustave_Courbet_-_Bonjour_Monsieur_Courbet_-_Musée_Fabre.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 53, Gustave Courbet, *Die Quelle der Loue*, 1864, Öl auf Leinwand, Metropolitan Museum of Art; Quelle: <https://www.metmuseum.org/art/collection/search/436023>; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 55, Gustave Courbet, *Am Waldrand*, um 1856, Öl auf Leinwand; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:L%27Orée_de_la_forêt_by_Gustave_Courbet_PMA.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 56, Gustave Courbet, *Steinhauer*, 1849, Öl auf Leinwand; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Gustave_Courbet_040.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 57, *Portrait of Gustave Courbet*, um 1860; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Gustave_Courbet.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 58, Paul Signac, *Port-en-Bessin, Le 14 Juillet*, 1884, Öl auf Leinwand, Holz, 46,4 cm x 60,3 cm, Saarländermuseum – Moderne Galerie Saarbrücken, Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Seite 59, Paul Signac, *Cassis, Cap Lombard*, Opus 196, 1889, Öl auf Leinwand, 100cm x 84cm, Kunstmuseum Den Haag; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Paul_Signac_-_Cassis_Cap_Lombard_Opus_196_-_Google_Art_Project.jpg?uselang=de; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 60, Paul Signac, *Stilleben mit Buch*, 1883, Öl auf Leinwand, Alte Nationalgalerie; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Paul_Signac_-_Stilleben_mit_Buch.jpg?uselang=de; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 62, Paul Signac, *Frauen am Brunnen*, 1892, Öl auf Leinwand, Musée d'Orsay; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Paul_Signac_Femmes_au_puits_1892_high_resolution.jpg?uselang=de; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 63, Paul Signac with his palette, ca. 1883; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Paul_Signac_ca_1883.jpg?uselang=de; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 09.06.2020

Seite 64, Franz Marc, *Blaues Pferdchen, Kinderbild*, 1912, Öl auf Leinwand, 58x73 cm, Saarländermuseum – Moderne Galerie Saarbrücken, Stiftung Saarländischer Kulturbesitz

Seite 65, Franz Marc und August Macke, *Paradies*, 1912, Putz, LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Macke_u._Marc_Paradies_1912.jpg?uselang=de; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 11.06.2020

Seite 67, Franz Marc, *Zwei Frauen am Berg*, 1906, Öl auf Leinwand, Galerie Stangl; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Franz_Marc_030.jpg?uselang=de; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 11.06.2020

Seite 68, Franz Marc, *Rehe im Walde II*, 1914, Öl auf Leinwand, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Franz_Marc_020.jpg?uselang=de; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 11.06.2020

Seite 69, Franz Marc, *Der Traum*, 1912, Öl auf Leinwand, Thyssen-Bornemisza Museum; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Marc_-_Der_Traum_1912.JPG?uselang=de; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 11.06.2020

Seite 70, Franz Marc, *Komposition III*, 1914, Öl auf Leinwand, Karl-Ernst-Osthaus-Museum; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Franz_Marc_015.jpg?uselang=de; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 11.06.2020

Seite 70, Fotografie von Franz Marc, 1910; Quelle: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:FranzMarc.jpg?uselang=de>; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 11.06.2020

Seite 73, Max Slevogt, *Zwei Leoparden im Käfig*, 1901, Hannover Niedersächsisches Landesmuseum; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Slevogt_Zwei_Leoparden.JPG; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 11.06.2020

Seite 74, Maler im *Jardin des Plantes*, 1902. Aus dem Magazin „L'Illustration“ 7. August 1902; Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Animal_artists_at_the_Jardin_des_Plantes.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 11.06.2020

Seite 75, Berliner Zoo, *Ludwig Heck*, 1931, Bundesarchiv Bild 102-12796; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_Bild_102-12796_Berliner_Zoo_Ludwig_Heck.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 11.06.2020

Seite 76, Hamburg, *Kaiser Wilhelm II. im Tierpark Hagenbeck*, 1909, Bundesarchiv Bild 183-R52035; Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_Bild_183-R52035_Hamburg_Kaiser_Wilhelm_II._im_Tierpark_Hagenbeck.jpg; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 11.06.2020

Seite 77, Adolph Friedländer, *Plakat für eine Samen-Völkerschau bei Carl Hagenbeck, Hamburg-St. Pauli, 1893/1894*, Harenberg Verlag; Quelle: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Friedl%C3%A4nder.plakat.7.jpg>; Lizenz: gemeinfrei; Stand: 11.06.2020

Seite 78, Max Slevogt author QS:P170,Q703356 (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Slevogt_Selbstbildnis_1930_31.JPG), „Slevogt Selbstbildnis 1930 31“, als gemeinfrei gekennzeichnet, Details auf Wikimedia Commons: <https://commons.wikimedia.org/wiki/Template:PD-old>



Impressum

Das Magazin entstand im Rahmen eines Studierendenprojekts
des Masterstudiengangs Kulturmanagement der htw saar
im Modul MAKM-150 im Sommersemester 2020

Herausgeber:
Fakultät für Wirtschaftswissenschaften
der htw saar

Chefredaktion/Projektleitung: Prof. Dr. Nicole Schwarz
nicole.schwarz@htwsaar.de

Waldhausweg 14
66123 Saarbrücken